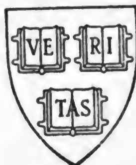
Die Schweizerische Mundart.




VE
RI
TAS

Die

Schweizerische Mundart

im Verhältniß zur

hochdeutschen Schriftsprache,

aus dem Gesichtspunkte

der Landesbeschaffenheit, der Sprache, des Unterrichtes, der Nationalität und der Literatur.

Frauenfeld,

Druck und Verlag von Ch. Beyel.

1838.

er glaubte sowohl in der Volkssprache selbst, als in dem Entwickelungsgange der schweizerischen Kultur eine Widerlegung desselben zu finden; so daß er sich in den Stand gesetzt fühlte, den Widerspruch zwischen den geistigen Vorzügen der Schweizer und der Entartung ihrer Sprache zum Vortheil der letztern nachzuweisen. Es veranlaßte ihn daher das häufige Bedauren, selbst von Seite Gebildeter, über das Verharren bei einer so ungünstigen Sprache, zum Versuche einer Ehrenrettung; und er trug sich mit der Hoffnung, daß eine nähere Betrachtung des Gegenstandes vielfache Gründe zu derselben an die Hand gebe. Besonders schien ihm die einläßlichere Bekanntschaft mit den schweizerischen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts ein günstiges Licht auch auf diesen Gegenstand zu werfen, so wie es ihm überhaupt nicht außer Wegs zu sein dünkte, auf derselben merkwürdige Persönlichkeiten und ihre zum Theil mit Vergessenheit bedrohten Leistungen zurückzuweisen. Somit hoffte er, so viel es der Gegenstand erlaubte, seiner Aufgabe eine patriotische und anziehende Seite

abgewonnen zu haben, so daß dieses Büchlein, wenigstens seiner Gesinnung und Absicht nach, von manchen Gebildeten, namentlich von denkenden Jünglingen, nicht ohne wohlthätige Anregung und einige Befriedigung aus der Hand gelegt werden möchte.

Wir leben in einer so viel unterrichtenden, Verstand = aufklärenden Zeit, daß der Jugend weder Lust noch Muße übrig bleibt, ihr Ohr der heitern Einfalt der Ueberlieferung alter Schätze von Sprüchwörtern, Volksliedchen, Kernworten, Sprüchen und Redensarten zu leihen, daher wir im Begriffe sind, mit den Ueberbleibseln der alten Sagenwelt auch die eigenthümlichen lokalen Reste der Volkssprache nach und nach zu verlieren. Wir haben daher Zeit, das jetzt noch im Volke Lebendige aufzufassen und zu retten, wozu namentlich Geistliche, denen ohnehin zunächst daran liegen muß, das Volk in seinen eigenthümlichen Begriffen und Ausdrücken zu verstehen, so wie Lehrer vorzüglich geeignet und geschickt sind. Immer noch anerkennt die deutsche Sprachwissenschaft dankbar Stalders verdienstliche

aus in die Welt, um im fremden Lande die Hütte zu bauen, oder um reiche Erfahrung an den heimischen Herd zurückzubringen. Auf seinen Wanderungen eignet sich der Schweizer leicht die Sprache fremder Völker an: am liebsten aber ist ihm doch der deutsche Klang, der ihm verwandt entgegen tönt, und dem zu Gefallen er in der Fremde so gerne den groben Hauskittel seiner Landessprache abstreift. Denn er fühlt sich im hochdeutschen Ausdruck fortgeschritten an Welt und Bildung. Überhaupt ist der Schweizer in der neuesten Zeit deutscher Art und Gesinnung wieder näher gekommen; und so sehr politische Verhältnisse gegenwärtig noch eine scharfe Scheidewand ziehen, so macht sich doch auf der einen Seite die alte deutsche Stammverwandtschaft, und auf der andern die mehr oder weniger bewußte Uebereinstimmung in den höchsten Interessen der Menschheit geltend. Des Deutschen Ernst und Gründlichkeit, sein Gemüth und frommer Sinn erweckt beim Schweizer heimatliches Vertrauen; und es liebt dieser in jenem das gleiche geistige Bedürfniß und Streben. So kommt es denn, daß wir nicht nur für äußere Erfordernisse Tausende von deutschen Arbeitern als liebe Hausgenossen bei uns beherbergen, sondern daß wir vornämlich auch deutschen Männern das höchste Vertrauen schenken, indem wir ihnen guten Theils den Unterricht und die Bildung der Jugend anvertrauen; so wie hinwieder auf der andern Seite, daß eine im-

mer größere Zahl aus allen Ständen in Deutschland Bildung oder Vervollkommnung im Berufe sucht. So macht uns deutsche Kultur von Außen und Innen auch immer mehr mit der deutschen Sprache bekannt und vertraut: die Schule giebt uns von der ersten Jugend an davon Kunde; die Wissenschaft führt uns in den Reichthum und die Herrlichkeit ihres Baues ein; das Leben gewinnt uns durch deren wohllautende Töne. Auf der Kanzel, in den Rathssäälen, in größern gesellschaftlichen Kreisen macht sich die hochdeutsche Zunge immer mehr geltend: denn wir fühlen uns neben dem Deutschsprechenden im Rückstande, während das Ohr mit Wohlgefallen die Rede des darin Geübten, als eines Begünstigten, vernimmt. So werden Viele an ihrer Mutter- und Haussprache irre; sie schämen sich ihres Schweizerdeutsch und können es doch nicht lassen. Wie nun? wollen wir, sollen wir dasselbe wirklich gegen die hochdeutsche Schrift- und Umgangssprache vertauschen?

Mancher möchte die Beantwortung dieser Frage für eine müßige halten, und die Sprache unvorgreiflich der Willkühr und dem Geschmacke eines Jeden, so wie der allmähligen Umgestaltung der Zeit überlassen. Allein näher betrachtet läßt sich dieselbe auch unter dem Gesichtspunkte eines allgemeinen nationellen Interesses auffassen und in einen höhern Zusammenhang bringen, welcher mit dem eigenthümlichen Bestande und dem

ganzen Gange der Entwickelung in der Schweiz in enger Verbindung steht. Denn wir können die Sprache nicht ändern, wie etwa die Mode, sondern die Umwandlung der Sprache veranlaßt und bedingt wieder so manche Veränderung des Lebens und des geistigen Verhaltes, wie wir Solches nur dann begreifen, wenn wir einen prüfenden Blick auf die Sprache an sich, und die innige Verbindung jeder Sprachgestaltung mit dem Wesen eines Volkes gethan haben. Vielleicht sieht mancher, welchem darüber die Klarheit des Begriffes mangelt, nicht ohne Vergnügen die Nachweisung, wie weder der Zufall, noch die Ungunst des Schicksals uns unsere rauhen Laute gegeben, sondern wie dieselben tiefere Wurzeln im Land und Volk der Eidgenossen geschlagen haben.

I.

Einfluß der Naturbeschaffenheit des Landes auf die Sprache überhaupt, und auf die schweizerische Mundart ins Besondere.

Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in der Natur ist nirgends willkührlich, sondern sie beruht immer auf bestimmten Gesetzen: denn je nach der Natur und Beschaffenheit des Landes weichen auch die Erzeugnisse der Erde und die lebendigen Geschöpfe in unendlichen Abstufungen von einander ab. Wie daher sich berührende Landstriche und benachbarte Thäler in der eigenthümlichen Physiognomie und im Pflanzenwuchs von einander verschieden sind, so zeigen auch die Menschen das jedesmalige Gepräge ihrer Heimat und ihres Himmelsstriches. Wenn aber die Verschiedenheit der Menschen in der äußern Gestalt und Bildung nur in unmerklichen Übergängen sichtbar ist, so stellt sich

dagegen die Mannigfaltigkeit um so bestimmter und entschiedener heraus, je mehr der Geist frei und selbständig wirken und schaffen kann. Wenn daher der unaufhörliche Wechsel der Naturerscheinungen und Naturbildungen schon dem flüchtigen Auge angenehm entgegentritt, und ein tieferer Blick in das Naturleben durch einen noch wunderbarern Reichthum immer neu überrascht und gefesselt wird, so steht doch Alles zurück vor der Merkwürdigkeit dessen, was der Menschengeist aus sich selbst heraus erzeugt und bildet. Unter allen natürlichen Eigenschaften und Kräften aber, welche der Geist des Menschen entwickelt und vervollkommnet, ist die Sprache diejenige, in welcher sich das bildende und schaffende Vermögen am reichsten, mannigfaltigsten und selbständigsten offenbart, so daß hier die natürlichen Übergänge vor der geistigen Selbstthätigkeit zurückzutreten scheinen. Allein so wie die Sprachbildungen einzelner Völkerschaften auf einen gemeinsamen Stamm zurückweisen, und wie die Abweichungen in der Entwickelung einer Sprache und die historischen Einflüsse auf dieselbe sich auf natürliche Gesetze zurückführen lassen: so leitet die Gesammtheit der Sprachen auf eine Ursprache in dem Sinne zurück, als die Bildung des Organes für die Bezeichnung der nächsten und unmittelbarsten Empfindungen und Anschauungen, des Schmerzes und der Freude, des Lichtes und der Finsterniß, des Schnellen und des Langsamen, des Starken und

des Schwachen rc. für Alle annähernd dieselben Naturlaute nothwendig macht, in welchen sich nämlich der Sinneneindruck spiegelt. Je sinnlicher daher eine Sprache ist, je mehr sie noch äußerlich und unmittelbar sich auf den Kreis der nächsten Anschauung beschränkt, desto mehr Gemeinsames und Übereinstimmendes läßt sich in verschiedenen Sprachen auf gleicher Entwickelungsstufe nachweisen. So wie sich aber die menschlichen Zustände verändern, entwickeln und nach der Natur und Beschaffenheit des Wohnplatzes vielfach bilden, so gestaltet sich auch die Sprache um, und die freie Schöpfung in derselben überwiegt und überkleidet mit ihren eigenthümlichen, wenn auch immer bestimmten Naturgesetzen folgenden Bildungen das ärmliche Erbgut der ersten Naturzustände. In den allgemeinen Entwickelungsgang der Sprache treten aber zwei Hauptmomente ein, welche ihr das individuelle Gepräge geben, nämlich die Naturbeschaffenheit der Wohnstätte eines Volkes und die Einwirkung geschichtlicher Ereignisse. Vom größten Gewichte jedoch ist immer die Gestalt und Eigenthümlichkeit des Landes und des Klimas. Wir können daher unter allen Himmelsstrichen dasselbe Naturgesetz, welches Wachsthum und Gedeihen bedingt, auch in der Bildung der Sprache wieder finden. Wo der Süden ein frohes, heiteres Leben gewährt, weiche Lüfte und milde Früchte den Menschen umgeben, da spiegelt sich auch in den weichen,

klangvollen Tönen die fröhliche Behaglichkeit des Daseins ab; je mehr dagegen der Mensch mit einer kargen und rauhen Natur zu kämpfen hat, desto härter und farbloser ist auch der Laut, welcher den Ausdruck seines innern Seelenlebens bildet. So wie aber der Mensch die Natur überwältigt und dieselbe zwingt, ihm ein leichteres und müheloseres Dasein zu fristen, so bildet sich auch in der Sprache die Geschichte der Milderung und Sänftigung seines ganzen Wesens und Lebens ab. Diese Kulturgeschichte der Sprache zeigt sich besonders deutlich in den romanischen Sprachzweigen: denn die Sprache folgt der Landeseigenthümlichkeit, besondere historische Einwirkungen abgerechnet, Schritt für Schritt. Daher von der Spitze Italiens bis an die französische Nordküste überall mit dem Wechsel und der zunehmenden Strenge des Klimas auch die Sprache an Weichheit und Elastizität verliert: und selbst an den Gränzen, in den Alpenthälern zwischen Italien und Frankreich ist ein allmähliger Übergang der Volkssprache bemerkbar, und nur die durch die abgesonderten Staatsverhältnisse gebildete Sprache tritt in gegenseitiger Entfremdung dazwischen. Im Gegensatze der romanischen und germanischen Sprachen dagegen, bei ursprünglich stammverwandten Völkern, sehen wir nicht ein Heraustreten aus dem allgemeinen Gesetze der Sprachentwickelung, sondern nur einen Beweis, welch ein Gewicht natürliche Einflüsse, wenn auch

noch die Sprache derselben Wirksamkeit verstärkt, ausüben, und wie demnach die nationelle Entwickelung folgerichtig eine ganz andere wird. Sehr merkwürdig ist dann aber die verschiedene Wirkung, welche die althergebrachte, aus dem ursprünglichen und anfänglichen Volksleben hervorgegangene Sprache auf die weitere Gestaltung und Ausbildung derselben ausübt, und hingegen diejenige, welche die aufgedrungene Zunge erfährt. Denn die romanischen Sprachen haben die ursprüngliche Lebens- und Triebkraft und ihre Wurzelhaftigkeit dem Wohlklange geopfert und sich nach dessen Erfordernissen gemodelt; der Deutsche dagegen will das überlieferte Sprachgut treu bewahren, will, auch bei freier Fortbildung, doch der lebendigen Wurzeln und Grundlagen, des Lebenskernes alter Bildung bewußt bleiben: und so zeigt sich schon in der Entwickelungsgeschichte der deutschen Sprache deutsche Gründlichkeit, Stätigkeit und Wahrhaftigkeit.

Die deutsche Zunge umfaßt eine größere Seelenzahl als jede andere in Europa, indem sie von der Schweiz bis nach Dänemark und vom Elsaß bis nach Liefland und Ungarn Mittheilung und Verständniß eröffnet. Denn wenn auch die slavischen Sprachstämme ursprünglich noch eine größere Volksmenge zählen, so sind sie doch durch politische Verhältnisse und abweichenden Entwickelungsgang der Sprache so getrennt, daß unter ihnen weder an irgend eine Gemeinschaft,

des geistigen Interesses und der Literatur, noch an ein Verständniß zu denken ist; auch sind diejenigen Theile der slavischen Völkerschaften, welche zu deutschen Staaten gehören, schon in den Kreis der deutschen Bildung und Gesittung hineingezogen und werden immer mehr germanisiert. Dagegen läßt sich freilich voraussehen, daß die gegenwärtig zu Frankreich gezogenen, ehmaligen deutschen Gebiete auf der linken Seite des Rheins nach und nach von französischer Kultur und Sprache überwältigt werden. Dieses weit ausgedehnte Gebiet der deutschen Sprache nun, von den rauhen Alpen bis zu den Niederungen der Nordsee, von den üppigen Ufern des Rheins bis zu der trägen Küste der Weichsel, bietet solche Gegensätze der Naturbeschaffenheit und des Klimas, der Lebensweise und der Sitten dar, daß es begreiflich wird, wenn dieses Völkergemenge, obgleich mit Beibehaltung des deutschen Grundcharakters, dennoch so weit aus einander geht, daß die entgegengesetzten Enden die nähern Berührungspunkte verlieren und daher auch im Ausdrucke des gemeinen Lebens sich so weit von einander entfernen, daß sie sich gegenseitig nicht mehr verstehen, und somit das Gemeinsame des Stammes unter dem Individuellen der besondern Art verhüllt erscheint. Allein auch hier ergiebt sich, daß dieses mannigfaltige Spiel der Sprachlaute für im Allgemeinen zusammentreffende Benennungen nirgends Sache des Zufalls ist, sondern daß die größte gegen-

seitige Verschiedenheit der Sprache auch jedesmal im größten Gegensatze der Natur des Landes ihren Erklärungsgrund findet. Diese örtlichen Einflüsse auf die Sprache sind es, welche der durch dieselben bedingten Mundart auch die Zähigkeit geben, so daß sie sich neben der veredelten Schriftsprache behauptet. Denn die Liebe zur Heimat, welche gerade an die sogestalteten Berge und Thäler, Wälder und Flüsse sich anschmiegt, läßt sich auch in der Sprache dieses Heimatliche nicht nehmen, indem mit demselben etwas mit dem individuellen Wesen Verbundenes und Verwachsenes Preis gegeben würde.

Indem die deutsche Sprache sich in zwei Hauptmundarten scheidet, folgt sie auch in dieser Verschiedenheit der äußern Gestalt des Landes: denn die oberdeutsche Mundart mit ihren vollern Tönen nimmt das deutsche Gebirgsland ein, von den Alpen bis zum Erz- und Riesengebirge, dem Thüringerwalde, der Rhön, dem Taunus und selbst darüber hinaus; das Niederdeutsche oder Plattdeutsche dagegen herrscht, wie es schon die Benennung ausdrückt, im nördlichen Flachlande. Während daher hier der Norddeutsche glatt, tonlos und verschleifend spricht, tönt die Sprache des Süddeutschen rauh, breit und singend. So wie aber die allgemeine Landesbeschaffenheit die deutsche Sprache in zwei Hauptstämme theilt, so veranlassen dann die weitern Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten der

einzelnen Provinzen auch wieder besondere Abstufungen und Veränderungen der besondern Mundarten: so daß wir eine eben so große Mannigfaltigkeit und einen eben so großen Wechsel verschiedener Sprachweisen über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreitet sehen, wie in der Schweiz: daher in jedem Theile Deutschlands die Volkssprache mit eben solchen Abweichungen, Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten gemischt ist, wie bei uns, nur mit dem Unterschiede, daß die Sprachweise, welche bei uns unter allen Ständen herrscht, im übrigen Deutschland mehr nur unter den niedern Ständen des Volkes vorwaltet. *) Es läßt sich jedoch beinahe als allgemeine Regel annehmen, daß die Volkssprache in dem Grade eher Sprache aller Klassen ist, als auch die Volkssitte und das gemüthliche Volksleben sich noch ungetrübter auch unter den höhern Ständen der Gesellschaft erhalten hat. In Deutschland freilich hat sich mit der Mundart schon der Begriff des Niedrigen und Gemeinen verbunden, und es weicht daher dieselbe immer mehr aus den Kreisen der Gebildeten zurück, daher es denn auch nicht an Vorwurf und Spott fehlt, über die, wie es ihnen dünkt, unfeine und ungebildete Sprachweise in Oberdeutschland und na-

*) Die beste Uebersicht über die deutschen Mundarten nebst Proben derselben giebt Götzinger in seinem vorzüglichen Werke „Die deutsche Sprache und ihre Literatur". Erster Theil. 1. Band. Stuttgart. 1836.

mentlich in der Schweiz. Die Mundart der Schweiz ist sonst unter dem allgemeinen Namen der alemannischen bekannt und erstreckt sich als solche über die Gränzen derselben hinaus, indem gegen Osten das Gebiet der Allgauer Alpen, gegen Norden der Breisgau zwischen dem Rhein und dem Schwarzwalde, und zum Theil auch der Sundgau und das Elsaß zu ihrem Kreise gehören. Allein wir sprechen gleichwohl von einer schweizerischen Mundart zur besondern Unterscheidung von der alemannischen, weil diese sich aus den Städten und den höhern Kreisen eben so wohl entfernt hat, als im übrigen Deutschland; während sie dagegen in der Schweiz fortdaurend die Umgangssprache aller Stände geblieben und somit ein größeres nationelles Interesse hat, als jede andere deutsche Mundart. Daher auch der Schweizer vor sich selbst und dem deutschen Publikum von seiner Sprachweise muß Rechenschaft geben können, welches wir des Nähern versuchen wollen, indem wir die vorausgeschickten Gedanken auf die Schweiz anwenden.

Der einsame Hirte auf den Bergen, der in frischer Luft und auf freier Höhe sein fröhliches Herz gern mit Andern theilen möchte, ruft oft seinem Nachbarn auf eine Weite zu und wechselt mit ihm wohlbekannte Laute, deren Mittheilung auf der Ebene erfolglos wäre. Oft auch sendet der Schiffer seinen Ruf von der Mitte des Sees einem lebendigen Wesen zu,

welches das Auge kaum unterscheidet, und vernimmt seine Erwiederung. Es ist nichts seltenes, daß dem verirrten Bergwanderer in den Alpen aus weiter Ferne eine unsichtbare Stimme entgegen kommt und ihn zurecht weist, worauf derselbe noch eine halbe oder ganze Stunde zu steigen hat, bis er die bezeichnete Stelle erreicht. Welcher mit der Alpenwelt einiger Maßen Vertraute hat nicht schon mit frohem Erstaunen vernommen, daß wenn Einer am frühen Morgen zu Berge steigt und den einsamen und zerstreuten Sennhütten den Morgengruß entgegen ruft, dann derselbe von Hütte zu Hütte ringsum und in weiter Ferne erwiedert und fortgetragen wird. Um in solchen Räumen und bei solchen Weiten sich hörbar und vernehmlich zu machen, bedarf es breite, volle, viellautige Töne, wobei der Mund sich stark öffnen und der Ton aus der Brust herauf geholt werden muß. So gab die Natur des Landes der Sprache des Schweizers seine harten Selbstlaute und die vielfachen, breiten Vocale, und es wurden dieselben eine nothwendige und natürliche Bedingung des Verständnisses und der Bestimmtheit der Rede. Aber das Bergland und die Ferne, in welcher der Mensch seine Rede wechselt, mildern die Härte des Lautes; denn in der Ferne vernommen verliert der scharfe Kehl- und Gurgellaut seine Rauhheit und Herbigkeit, und die Vocalhäufung fließt in einander: eben so, wie das wunderbare Vocalgemenge des Kuhreigens sich in

die weiteste Ferne dahin trägt, und seinen Tonreichthum eben darin findet, indem sich derselbe in der üppigsten Fülle der Vocale ausbreitet. Allein das Schweizerland nöthigt seinen Bewohner, der Sprache nicht nur durch scharfe und gehäufte Laute Nachdruck und Bestimmtheit zu geben, sondern es veranlaßt ihn auch, seine Worte durch ein starkes Steigen und Fallen der Töne noch mehr hervorzuheben. Durch diesen Sprachgesang, der freilich dem an Gleitendes und Formloses gewöhnten Ohre sonderbar auffällt und oft um seiner Gedehntheit willen getadelt wird, kommt eine eigenthümliche Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit in die Rede, und es giebt derselbe der Sprache des Schweizers frische Kraft und Anmuth. So wie das Echo des Gebirges die Töne reinigt und harmonisch in einander verschmilzt, so wirkt überhaupt das Gebirgsleben, die Freiheit, mit welcher die Brust athmet und Töne von sich giebt, die Leichtigkeit, mit welcher die reine Luft den Ton fortleitet, auch auf die Sprache zurück, und die friedliche, heitere, gleichmüthige Stimmung des Alpenkindes theilt sich auch durch frischern Wohllaut seiner Sprache mit. Es ist daher eine bekannte Erfahrung, daß je höher man in den Alpen emporsteigt, wofern nicht die Kümmerlichkeit des Lebensunterhaltes den freudigen Ausdruck des Daseins beschränkt, auch die Sprache weicher, sanfter und lieblicher wird: namentlich bestätigt sich das besonders in der Schweiz, und wer fin-

det sich nicht durch die Anmuth der Sprache in den höchsten Thälern der Alpen überrascht.

Zu den äußern Gründen kommen andere, eben so tief wirkende innere, welche der Sprache der Bewohner des Alpengebirges eine eigenthümliche Gestalt geben. Die mannigfaltige und belebte Natur des Gebirges, und besonders desjenigen der Schweiz, erfüllt das Gemüth mit großen und starken Eindrücken, und es sucht dasselbe auch einen diesen Eindrücken entsprechenden Ausdruck. Der große Anblick des vielgestalteten Hochgebirges, die stille Herrlichkeit des aufgehenden Morgens, so wie der Zauber eines heitern Sonnenunterganges, das große Spiel der Gewässer, welche von den Höhen in wunderbarem Leben daherrauschen, oder friedlich im Thale zum klaren See sich ausbreiten, der ewige Glanz des Eises auf den höchsten Häuptern, oder die furchtbare Gewalt der Schneemassen im plötzlichen Sturze, der Donner, der durch Berge und Thäler rollt, und das Echo, das den dahinschwebenden Laut verschönernd festhält, — dieses Alles erfüllt die Seele des Alpenbewohners mit mächtigen Gefühlen und verleiht seiner Phantasie einen höhern Schwung. Seine Einsamkeit und Muße aber giebt ihm Zeit, sich den Bewegungen seiner Seele zu überlassen, alle Eindrücke in sich auszubilden, und mit diesen Gebilden die ihn umgebende Welt zu beseelen. Diese Macht der Phantasie giebt daher auch dem Sprachlaute des Berg-

bewohners einen höhern Schwung, Biegsamkeit und Tonfülle; im Sprachlaute sucht sich die bewegte und ergriffene Seele zu spiegeln und durch den belebten Ausdruck der Empfindung sich gleichsam der innern Bewegung zu entledigen.

Die Schweiz ist ferner ein Land, bei dessen großen und mannigfaltigen Erscheinungen sich der Mensch so klein fühlt, wo er so wenig über die Natur vermag und oft derselben unterliegt; wo die ihn umgebenden Gefahren ihn an die Vergänglichkeit seines Daseins erinnern; wo die Natur seine Seele mit ernsten und tiefen Empfindungen erfüllt und ihn stets zum Fragen nach dem höhern Ursprunge zurückführt. Da erwachen in besonderer Stärke die Kräfte des Gemüthes und treten um so merkbarer hervor, je weniger das Leben des Bergbewohners unterbrochen und durch die Welt in Anspruch genommen wird. Diese Tiefe des Gemüthes giebt den einsamen Bergvölkern, und namentlich denjenigen der Alpen, eine Traulichkeit und Herzlichkeit, welche sich im Tone ihrer Sprache mit besonderer Innigkeit offenbart. Die Gemüthlichkeit der Rede ist es vornämlich, welche dem rauhen Laute und der einfachsten Sprache Eingang verschafft, und den armen Bergbewohner als den beglückten Sohn einer Zauberwelt ansehen läßt, weil eine tiefe Natur und eine fromme Seele aus ihm spricht und verwandt in den Herzen nachklingt.

II.

Werth der schweizerischen Mundart in Beziehung auf die Sprache.

1.

Reichthum der Laute.

Wir haben gesehen, daß das Land in der Sprache des Schweizers die harten und rauhen Laute geschaffen und nothwendig gemacht, allein auch wieder in seiner Natur die Bedingungen gegeben, durch welche diese Laute gemildert werden: so daß es nur einer unbefangenen Auffassung und eines uneingenommenen Ohres bedarf, um von der Einseitigkeit zurückzukommen, die Laute der schweizerischen Mundart zum Voraus als Mißtöne zu verurtheilen. Dieselbe Naturnothwendigkeit, welche dem Schweizer eine scharf ausgeprägte, und darum an sich betrachtet, und in Vergleichung mit den mittel- und norddeutschen Mundarten, harte Sprache gegeben, brachte dann aber auch in die Unterscheidung

und Auseinanderhaltung der einzelnen Laute eine Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit, welche in gleichem Maße den norddeutschen Mundarten gebricht, und in den übrigen süddeutschen nur annähernd vorkommt. Dieß giebt dem Schweizer in Beziehung auf Rechtschreibung einen Vortheil, den sich die Deutschen gewöhnlich nicht träumen lassen. So wenig es daher in unserm Zwecke liegt, uns in grammatische Erörterungen einzulassen, so macht es doch die Hervorhebung der nationellen Spracheigenthümlichkeit nothwendig, auf einzelne Beispiele einzugehen, um darzuthun, wie manche Eigenthümlichkeiten der Laute schweizerischer Mundart, deren wir uns bisweilen fast schämen möchten, höchst verständig, naturgemäß, und daher auch richtig sind. Zunächst wird eine Vergleichung mit der hochdeutschen Sprache darthun, daß die einzelnen Laute eine Schärfe und Bestimmtheit haben, wie es im Hochdeutschen häufig gar nicht der Fall ist.

Während nämlich im Hochdeutschen der lange und kurze Vocal häufig in der Aussprache nicht unterschieden wird, tritt in der schweizerischen Mundart stets eine bestimmte Unterscheidung ein. Allein wenn dieselbe diese Eigenschaft mit den meisten übrigen Mundarten gemein hat, so trifft es sich dagegen in derselben nur selten, daß der Laut sich so verändert und verunstaltet, wie es bei unsern Nachbarn, dem Elsäßer und dem Schwaben, in auffallenderm Grade geschieht. Beim Schwei-

zer behält nämlich der Laut seine ursprüngliche Geltung, und die charakteristische Bestimmtheit und Kraft geht ihm über Feinheit und Abglattung des Tones. So lassen sich bei a und o zwei genau unterschiedene Laute hören, indem in den Wörtern mit a, dieses â in Jâhr, Schlâf, Hâr, Abed, Jâmer, Sâmen — tief und gedämpft, dagegen in Tag, Rad, Fall, Abbitte, jagen, sattsam — hoch und rund ausgesprochen wird; so wie o in den Wörtern Dôrf, Thôr, Hôf, Môs, Bôden — tief, dagegen in Torf, Ohr, Sohle, Rose, Kloster — hoch tönt. Indem im Hochdeutschen die Unterscheidung des tiefen und hohen Vocales durch die Aussprache wegfällt, verwischt sich auch das bei der schweizerischen Mundart in der Regel festgehaltene Merkmal, daß der tiefe Laut bei einer langen, der hohe aber bei einer kurz gehaltenen Sylbe vorkommt. So ist in den Wörtern zalen, Stahel, Wagen, laden, Hase — das a kurz; und auch bei denjenigen Wörtern, welche wirklich lang ausgesprochen werden, sobald eine Umendung hinzutritt, wird a oder der Umlaut kurz: so — malen, Tag, tagen, Bad, baden, Wahl, wälen, Gram, grämen; während Wörter wie Krâm, krâmen, Râth, râthen, Schlâf, schlâfen, Nâth, næhen, klâr, klæren — die Länge behalten: so daß das ursprüngliche Bildungselement, der Grundlaut im Schweizerdeutschen viel regelmäßiger und consequenter festgehalten wird. — Eben so bestimmt treten lang und kurz u aus einander, in-

dem das Gedrückte, Hohle, Leblose des gedehnten u durch die Verwandlung in uo gehoben wird; daher neben — Luft, Wurm, Stunde — die eigenthümliche Form — Büch, Füß, Blüt, Blüme, Brüder. So wird überall Abwechslung und Tonmannigfaltigkeit der Einförmigkeit des ebenmäßigen Lautes vorgezogen. Wenn daher im Deutschen die Verschiedenheit des kurzen und des langen i durch Schärfung und Dehnung wirklich hervortritt, so läßt sich der Schweizer daran nicht genügen, sondern er ruht in breiter Behaglichkeit auf dieser Lautbezeichnung des Friedens, der Liebe und des Lichtes aus; also neben — List, Hirsch, Kind — Brief, Diener, Wiege, fliegen. — Es ist ferner ebenfalls bedeutsam, wie der Schweizer sich bestrebt hat, das eintönige, charakterlose e theils wegzuschneiden, indem er statt Rede, Schule, Messe — Red, Schül, Meß spricht; — theils mit schwerem Gewichte auftreten zu lassen; daher zwei ganz verschiedene e vorkommen, das aus a entstandene kurze e, und das mit i verwandte tiefe, das zum ä herabsinkt; z. B. Stengel (Stange), Henne (Hahn), Decke (Dach) — und wèhen (Wind), Fèder (Gefieder), Pèch (pichen). Ein drittes e, das bedeutungslos zwischen e und a schwankt, ist die Endungssylbe e, statt der deutschen en. In „Rètt' di Lèbè — z. B. kommen alle die drei verschiedenen e Laute vor. Wir haben also in der schweizerischen Mundart dieselbe Mannigfaltigkeit, welche

in der französischen Sprache der häufigen Wiederkehr dieses schwebenden Mittellautes die erforderliche Färbung giebt. Was ferner den Umlaut betrifft, so hat sowohl a als o ein dem tiefen und dem hohen Laute entsprechendes æ und œ. Das tiefe a wird auch zu einem tiefen, getrübten æ z. B. Schlâf, Schlæfer; hingegen wird das hohe a zum offenen e — Stadt, Stedte. Das Gleiche gilt von o: das tiefe o wird zum tiefen œ — Dôrf, Dœrfer; das hohe o zum offenen œ — Kloster, Klôster; während fast in ganz Süd- und Mitteldeutschland statt dessen ein hohes oder tiefes e sich hören läßt, wovon besonders das erstere so widerwärtig klingt. Derselbe Doppellaut des u wiederholt sich auch in ue, welches wieder in Süddeutschland zu einem übellautenden i wird. Wenn demnach der Schweizer in Beziehung auf die Vocale nicht immer im Vortheile des reinen Wohllautes steht, dagegen aber in der Deutlichkeit und Bestimmtheit Ersatz findet, so hat er hinwieder bei den Doppellauten sowohl die ursprüngliche Bildungsform und die bestimmte Unterscheidung, als den Wohllaut für sich. Was den Doppellaut ei betrifft, wie unorganisch ist derselbe so häufig und welche marklose Breite giebt er der Rede in seiner öftern einförmigen Wiederkehr: daher Win, fin, Schin viel besser klingt: als Wein, fein, Schein. Indem aber die schweizerische Mundart zwischen i und ei unterscheidet, vermeidet sie eine im Hochdeutschen öfters eintretende Zwei-

deutigkeit, so daß dann in Wörtern wie Wyde und Weide, Ryf und Reif, Schlyfe und Schleife — keine Verwechselung vorkommen kann. — In der Aussprache des Doppellautes au hat die schweizerische Mundart die ursprüngliche Ableitungssylbe sorgsam festgehalten und dadurch nicht nur an Genauigkeit, sondern auch an Wohlklang in Bewahrung des unvermischten, reinen Lautes gewonnen. Durchgängig nämlich wird das ursprünglich von u abgeleitete au — û; das aus o gebildete au — ô oder ou ausgesprochen: z. B. Hûs Strûs, Tûbe, Schûm ꝛc.; dagegen Bôm, Trôm — Gloube, Rouch ꝛc. Eben so giebt die schweizerische Mundart statt des unorganischen eu gewöhnlich das reiner lautende ü: z. B. Für, Krûz, Lût, Hûser ꝛc., denn es ist in den meisten Fällen nur der Umlaut von au.

Die gleichen Vortheile und Uebelstände wie bei den Selbstlauten treten in der schweizerischen Mundart auch bei den Mitlauten ein, und zwar noch in verstärktem Maße nach beiden Seiten. Besonders macht man ihr den harten k Laut zum Vorwurf. Allein er ist eine Geburt des Hochgebirges und darum über alle Bewohner der höchsten Alpenkette verbreitet, in Tyrol sowohl als in der Schweiz. Da aber Bestimmtheit und deutliches Hervortreten der Lautglieder vorherrschendes Streben der schweizerischen Mundart ist, so könnte auch diese Spracheigenthümlichkeit ohne wesentliche Einbuße nicht fehlen. Näher betrachtet ist auch dieser k

Laut vornämlich nur als Inlaut in seiner Härte recht fühlbar. Dagegen hebt er als Anlaut durch seine Dehnung die nachfolgenden Buchstaben desto bestimmter heraus und wirft nicht durch die hervorgestoßene Aussprache des Hochdeutschen eine störende und verunstaltende Schärfung auf die Endung, z. B. chalt — hochd. kallt; Chind — h. d. Kinnd oder Kinnt rc. Als Auslaut dagegen zieht er eine so bestimmte Gränzlinie zwischen den Buchstaben k, ch und g, wie es im Hochdeutschen nie möglich ist; so daß darin der Schweizer einen Vortheil hat, welcher den übrigen Deutschen abgeht. Der Unbefangene wird aber immer in dem volltönendern Hervortreten der Selbstlaute eine Milderung und Dämpfung dieses k Lautes finden: so daß kaum jemand im ggh Laute des Schwaben größern Wohllaut wahrnehmen wird, als im ch Laute des Alpenbewohners. Übrigens wird gerade im Hochgebirge das k mit möglichster Weichheit und Milderung ausgesprochen, und ein großer Theil der Schweiz läßt statt des auslautenden k größtentheils ein g hören; z. B. chrangg, Brugg, Marg; und statt des ch oft ein h, z. B. ruh für rauch (rauh). — Daß in der Schweiz st gar nicht als organischer Laut vorkommt und immer wie scht tönt, ist nicht so hart, als der an das Hochdeutsche Gewöhnte meinen möchte; jedenfalls beleidigt dieser Laut das Ohr nicht mehr, als das beim Niederdeutschen immer vorkommende s, z. B. smal, S-tein;

daher auch im Hochdeutschen die Vermittlung dieser beiden Gegensätze eingetreten, und folglich st nur in- und auslautend getrennt ausgesprochen wird. Einen wesentlichen und ursprünglichen Vortheil aber hat die schweizerische Mundart darin, daß sie zwischen weichen und harten, einfachen und gedoppelten Mitlauten, außer bei b und p, d und t als Anlaut, scharf unterscheidet und nur ausnahmsweise für die hochdeutsche Rechtschreibung nicht als Regel gelten kann. Es ist daher unbegreiflich, diese Vorzüge unbeachtet zu lassen, und die Schweizer in der Schule Unterscheidungen lehren zu wollen, welche das Elternhaus dem Kinde längst an die Hand gegeben hat. Jedenfalls darf man sich sehr verwundern, wenn Sprachforscher und Schulmänner den Kindern Fehler in der Aussprache abgewöhnen und sie Unterscheidungen lehren wollen, worin die Kinder gar nicht anstehen. Denn es wird einem Schweizerkinde nie einfallen, folgende Wörter, welche einem schweizerischen Lesebuche entnommen sind, in der Aussprache mit einander zu verwechseln: Herd und hört, Stiel und Stühl', spült und spielt, Schiff und schief, drei und treu, dir und Thier, gut und Kutt', gut und Jud', feil und Pfeil, Sach', sag und Sack, Has' und Haß, ganz und Gans; und eben so unnöthig ist es, vor der Verwechslung folgender Wörter zu warnen: Bären und Beeren, bunt und Bund, Ende und Ente gerade und gerathe, Scherbe und Schärpe &c. Die

Deutschen bedürfen allerdings dieser Nachweisungen und Vergleichungen; allein bei uns ist es eine sonderbare Unachtsamkeit, ihnen solche Lehren nachzuschreiben: denn hier ist der Schweizer in der Aussprache der Selbstlaute sowohl, als der Mitlaute viel genauer, als die Deutschen allerwärts. Dieses mag genügen, um den Reichthum der Laute in der schweizerischen Mundart darzuthun, da wir nicht auf Forschungen ausgehen, sondern nur unterscheidende und bezeichnende Merkmale hervorheben wollen.

2.
Eigenthümlichkeit der Bezeichnungen in der schweizerischen Mundart.

Indem die hochdeutsche Sprache die Unterscheidung des hohen und des tiefen Vocales aufgegeben, hat sie sich auch mancher Wortbezeichnungen der Mundarten beraubt, welche auf dieser Unterscheidung beruhen, und zwar gerade solcher, welchen ein besonders charakteristisches Leben beiwohnt; z. B. **Blôst, rôden, lôsen, trôßen, hûren, lûchen, lûgen, nuefer, brieggen, gyren, griggen** 2c. Diese und ähnliche Wörter können in die hochdeutsche Sprache nicht aufgenommen werden, weil dieselbe eines entsprechenden Lautes ermangelt. Dadurch gehen aber der Schriftsprache eine Menge theils eigenthümlicher Bezeichnungen, theils Schattierungen gültiger Ausdrücke verloren, so daß dieselbe oft neben

der Mundart kalt und todt erscheint. Denn die schweizerische Mundart hat ein so reiches sinnliches Leben, eine solche Mannigfaltigkeit, Kraft und Kühnheit der Tonnachahmungen, daß dadurch Aussprache und Ton lebendig und farbenreich sein muß, so daß die Aussprache auffallend gleichsam das Echo der Natur bildet, welche das Sprachorgan entwickelt und geübt hat. Je tiefer man daher in das Gebirge eindringt, desto mannigfaltiger und ausgebildeter werden die Schallnachahmungen und die charakteristischen Laute, welche durch die Sprache das Bild und den Eindruck wieder geben wollen, die irgend ein Gegenstand in der Empfindung hervorbringt. Dieses Streben nach Sinnbildlichkeit und Veranschaulichung der Sprache gibt der schweizerischen Mundart außer den besondern Vocallauten auch eigenthümliche Verbindungen und Häufungen von Consonanten, welche die Schriftsprache nicht wagt oder ausgestoßen hat, die indessen, wenn auch in der edlern Sprache nicht zuläßig, doch so ausdrucksvoll sind, daß diese nicht im Stande ist, gleich stark und treffend zu bezeichnen, wie z. B. grochsen, báfzgen, blienggen, pfnusen, pfnáchsen, gugsen, grúgslen, schmatzgen, schnúrpfen, schwamplen, paschgen, windsch, Zolgge, Glúngg, Tscholi, Tschüderli, flartschen 2c. Die Derbheit und Naivität dieser Laute spiegelt die Frische und sinnliche Kraft des Volkes und kann demselben nicht genommen werden, ohne daß die nationelle Färbung und Eigen-

thümlichkeit dabei verliert: denn gerade in solchen charakteristischen und malenden Bezeichnungen haben sich merkwürdige Belege für Sprachbildung erhalten, und wir sehen in diesen Nachbildungen des Sinnen- oder Gefühlseindruckes den fortlaufenden Prozeß der Spracherzeugung, und es ist lehrreich und anregend, zu betrachten, welche Sprachgebilde sich die verschiedenen natürlichen Sprachorgane zu schaffen gewußt haben. Denn während die rationelle Sprachbildung sich in der organischen Entwickelung eines Wortstammes durch mannigfaltige und feine Biegungen bewährt, und wir den Reichthum der Äste und Zweige bewundern, welche aus demselben Stamme zu den vielfachsten Begriffen sich ausbilden; so zeigt hingegen die schaffende Kraft des Volkes sich in der Schärfe der Anschauung und Auffassung, und im Vermögen der sinnlich treffenden und entsprechenden Bezeichnung. Gerade in dieser Beziehung hat der Schweizer in seiner Sprache eigenthümliche Vorzüge, welche aus seiner Umgebung hervorgegangen und mit derselben in seinem ganzen Wesen und Leben zu einem Ganzen verwachsen sind.

Wie der Raubvogel des Hochgebirges in die weiteste Ferne seinen Gesichtskreis erfaßt und somit gesichert beherrscht; wie die Gemse oder der Luchs den leisesten Ton vernimmt und somit dem Bereiche des Gegenstandes sich entziehen kann, der ihn erregt: so theilt der Bewohner des Gebirges mit diesen Geschöp-

fen auch diese Schärfe der Sinne, und hat daher in seiner Sprache einen bewundrungswürdigen Reichthum scharf geschiedener Bezeichnungen ausgeprägt, welche dem blöden, abgestumpften Auge und Ohr des Städters entgehen und daher auch aus seiner Sprache verschwinden. Wie frisch und scharf der Schweizer z. B. die Formen seiner Bergwelt unterscheidet und seine Unterscheidungen bezeichnend ausprägt, beweist vor Allem die reiche Zahl seiner Bergbenennungen, welche mit wenigen Ausnahmen im Gebirge allgemeine Geltung haben; es breiten sich nämlich die Merkmale für H ü g e l und B e r g in folgenden Bezeichnungen aus: **Buck**, eine kleine Anhöhe, die sich cylinderförmig erhebt; **Bühel**, (Bol) ein etwas länglicher, fast horizontal fortlaufender Hügel; **Erdbrüst**, eine kleine Erhöhung von Erde oder Geschiebe; **Knubel** (**Gubel**), halbkugelförmiger, berasiter Berggipfel; **Rollen**, starke Böschung oder Gipfel am Ende eines Hochgebirges; **Rossen**, vorragende Bergzinke; **Tossen**, kleine oder große Felsenzinke; **Gugel**, hervorragender, spitziger, mit Erde bedeckter Hügelaufsatz auf einem Berge; **Stock**, kegelförmiger Berg, vorzüglich aber eine aus dem Hochgebirge sich erhebende Firste; **Zinggel**, hohes Felsenhorn oder Bergterrasse; **Joch**, frei emporragender Fels des Hochgebirges; **Horn**, die höchsten Spitzen des Gebirges; **Firn**, Eisberg. — Zur Bezeichnung des G i p f e l s insbesondere treten folgende Ausdrücke hervor: **Galm**, Gipfel oder Rücken eines

Berges; Kulm, oberste Bergkuppe von kegelförmiger oder rundlicher Gestalt; Gütsch, das steil abgeschnittene Ende, oder der rundliche, hohe Gipfel eines Bergrückens oder Felsens; Schrofen, Felskopf, Felsabsatz; Fluh, kahler Fels, Felsabsturz. — Der Bergrücken hat folgende nähere Benennungen: Egg, ein schmaler, mehr oder minder fortlaufender Hügelrücken, insbesondere eine tiefere Stelle desselben; First, dachgiebelförmiger Bergrücken; Grath, der kahle Rücken eines Gebirgsstockes; Kamm, verlängerter First mit Sturzfällen zu beiden Seiten. — Der Abhang wird folgender Maßen bezeichnet: Rain, die kurze Senkung eines Theiles eines Hügels oder Berges; Beichle, Abdachung einer Bergweide; Halde, sanfte regelmäßige Senkung eines Hügels; Schwand, ein nicht gar schroffer Berghang, der sich wieder an einen andern Abhang anlehnt; Stotz, ein jäh abschüssiger Hang; Stalden, mühsamer Ansteig eines Berges mittlerer Höhe; Gsteig, jähe Abdachung des Hochgebirges. Dazu kommen noch eine Menge bildlicher Bezeichnungen, welche mit dazu beitragen, von dem lebendigen, festgehaltenen und wohl unterschiedenen Eindrucke Zeugniß zu geben. — Nicht weniger Schärfe der Auffassung zeigt sich in den Ausdrücken des dem Ohre Vernehmbaren, indem der Schweizer daran einen vorzüglichen Reichthum hat. Wenn aber besonders Schallnachahmungen eine allgemeine Eigenschaft der sinnlichen Volkssprache sind, so

hat zudem in der Schweiz die Natur wieder das Ihrige beigetragen, durch ihre mächtigen Erscheinungen der Sprache eine um so größere Mannigfaltigkeit von Schallbildern und derselben Schattierungen darzubieten. Wir führen nur einige Beispiele an; für die Thätigkeit des Ohres: losen, lôslen, lûsterlen; für den Ton des Wassers u. a. guderen, Gutz, gôtschen; des Windes: pfusen, pfûsen, pfützen; des Sturmes: guuggen, guugsen, jurmen, mutteren, chuten.

Freilich wird man gerne zugeben, daß eine Menge solcher Laute und Bezeichnungen nicht wohltönend sind und schon um dessen willen das Bürgerrecht in der Schriftsprache nicht finden könnten; daß vielmehr gerade durch die Menge dieser der gemeinen Wirklichkeit nachgebildeten Töne die Sprache selbst eine Beimengung von Sinnlichkeit und Leidenschaftlichkeit erhält, welche von dem harmonischen Wohllaut, der Reinheit und dem Adel der Schriftsprache fern gehalten werden müssen. Allein indem die Schriftsprache sich die Breite gerne gefallen läßt, um die Härte zu vermeiden, zieht hingegen die Mundart diese absichtlich vor, wofern die Sprache dadurch bezeichnend, treffend und durch die zusagende Darstellung gleichsam handelnd wird. Indem also die Würde der Schriftsprache die sinnlichen Bezeichnungen zurückdrängt, und dagegen durch die organische Ausbildung der Wurzelworte die Begriffe aus einander hält und gliedert, folgt dagegen die Mundart einer

entgegengesetzten Regel: dieselbe eilt nämlich rasch zum Ziel und greift zum nächsten sinnlichen Mittel, welches ohne weitern Anspruch auf Nachdenken das allgemeine Verständniß in sich selbst trägt. So wird die Sprache eine natürliche, lebendige, lebenswarme, und ahmt und bildet, indem sie Thätigkeiten und Handlungen beschreibt, durch ihren Ausdruck nach, geht gleichsam selbst in Handlung über und wird dramatisch. Um diesen Zweck desto besser zu erreichen, ist daher die Volkssprache so gerne launig und muthwillig und sucht in dem Ausdruck die Mittel, diesem Hange ein Genüge zu thun: das zeigt sich besonders auch in der schweizerischen Mundart durch die Menge der possenhaften Verkleinerungen und komischen Anhängsel. Allein eben indem die launige Volkssprache in ihren spielenden Bildungen sich ganz individuell gestaltet und an jedem Orte ihre besondere Färbung annimmt, wird sie eine so schwer verständliche. Es fehlt indessen der schweizerischen Mundart auch nicht an Formen, um welche die Schriftsprache sie beneiden könnte, und welche eine Aufnahme in dieselbe verdienten, wenn sie nicht den Lauten der Schriftsprache widerstrebten; wie z. B. Schießet, Sterbet, Heuet; oder Chochete, Trägete, Fegete, Spinnete, Chlagete, zur Bezeichnung einer Menge oder Wiederholung; oder Herdere, Gerstere, Mosere, zur Bezeichnung eines Sammelortes.

3.

Unterschied zwischen der schweizerischen Volkssprache und der Schriftsprache; und Vortheile der Erhaltung der Volkssprache für den gesellschaftlichen Verkehr.

So ergibt sich, daß man das Treffende und Zweckmäßige mancher Eigenthümlichkeiten der Mundart zugestehen kann, ohne deßwegen zu wünschen, daß sie auch in die Schriftsprache übergehen: denn die Schriftsprache folgt ganz anderen Gesetzen, und muß sich in ihrer Entwickelung immer mehr von der Mundart entfernen, ohne daß diese das Bedürfniß in sich fühlt, jener nachzugehen und die Bestandtheile sich anzueignen, welche ihr durch die künstliche Ausbildung für den Schriftgebrauch nothwendig geworden. Statt also, wie häufig geschieht, als allgemeine Sprech- und Sprachregel aufzustellen, daß man spreche, wie man schreibe, und schreibe, wie man spreche, wird eine nähere Auseinandersetzung der Eigenschaften der Mundart und der Schriftsprache die wesentliche und innerlich nothwendige Verschiedenheit beider Ausdrucksweisen darthun. Die Volkssprache nämlich ist bildlich und malerisch: sie will den unmittelbaren sinnlichen Eindruck so ursprünglich und eigentlich als möglich wieder geben; daher bildet sie nach und malt, ohne nach den einzelnen Bestand-

theilen der Darstellung zu fragen und zu wählen, und ohne die Härte zu scheuen, welche in der einfachen, kurzen Rede ihren Übelstand verliert. So brauchen wir ohne Anstand Wörter wie: brieggen, trößen, grumsen; nuefer, busper, tifig ꝛc., weil sie, nebst der treffenden Bezeichnung, der Rede den Ausdruck launiger Naivität geben. Solche Wörter in der Schriftsprache würden nur den Fluß der Rede hemmen, würden hart und stoßend. Denn dieselbe malt lieber durch die genaue Bestimmung der Merkmale und Begriffe, als durch sinnliche Nachbildungen. — Die Volkssprache hat ferner neben dem mündlichen Ausdrucke noch die lebendige Sprache des Gebärdenspieles, so daß sie dadurch nicht nur anschaulicher, sondern auch kürzer sein kann, während der Schriftsprache dagegen die sorgfältige Ausbildung der Wurzeln und Stämme durch Lautveränderungen, Ableitungen und Zusammensetzungen nothwendig wird: wodurch dann die Rede an Ebenmaß, Übereinstimmung und Tiefe gewinnt, was sie an Natürlichkeit und Lebendigkeit verliert. Um ihrer unterstützenden Hülfsmittel willen ist daher die Volkssprache ihrem Wesen nach immer kurz und schlagend, und nur allzu oft ist darum dem Volke die ausgesponnene Begriffsentwickelung, die Ausbreitung und Entfaltung des sprachlichen Kunstgewebes allzu nüchtern und langweilig. Besonders sind Bergvölker durch das Treffende und Schlagende ihrer bildlichen, witzigen, ausdrucksvollen

Sprache bekannt: darum auch die Kraft, mit welcher oft ein Schlagwort aus der Tiefe und Derbheit des Volkslebens die künstliche Rede vereitelt: daher bei aufgeregten Leidenschaften die Macht eines wohlangebrachten Stichwortes, das sich der Gemüther bemächtigt und durch seine sinnliche Stärke den Ton angiebt, wovon die letzten Jahre Beispiele genug darbieten.

Am nachtheiligsten und ungünstigsten möchte sich jedoch die Volkssprache von der Seite darstellen, indem sie durch Verbindung und Verschmelzung der Laute, durch willkührliche Wegwerfungen und Verstümmelungen die ursprünglichen Laute und Wörter bis zum Unkenntlichen und Sinnlosen umformt und verunstaltet: denn gerade darin ist die schweizerische Mundart besonders eigenmächtig, indem sie Wörter zusammenzieht und verkürzt, besonders Vorwörter mit Artikeln und Personswörtern verbindet, diese an die Hülfszeitwörter anhängt, u. a. z. B. **Ufem Thurn**, **imene Hus**, **vunere Mur**; **gemmer**, **müender**, **händsi**, **loni**, **söttist**, **witt**, **gohter** — u. s. w. Allein regellos ist gleichwohl dieses Verfahren nicht; vielmehr liegt demselben jedes Mal ein bestimmtes Gesetz des Wohllautes zum Grunde; indem nämlich die ursprüngliche Form und das bestimmte Gepräge des Wortes verloren geht, tritt an dessen Stelle leichter Wohllaut und behagliche Gefügigkeit, wodurch z. B. die italienische Sprache auf dem Wege gleicher Freiheit sich zur wohlklingendsten Sprache des

Abendlandes herausgebildet hat. Mit der nachläßigen und schonungslosen Zerstörung der Wurzellaute gewinnt daher die Mundart eine fließende, bequeme und kurze Ausdrucksweise, welche dem täglichen Leben zusagt, und statt aus einer geheimen Lust am Verderben und Verunstalten hervorzugehen, vielmehr einem tiefen und unbewußten Gefühle des Wohllautes folgt. Wie schleppend und mühsam zieht sich oft die Schriftsprache hin, während die Volkssprache mit ihren kurzen Bezeichnungen viel lebendiger spricht, z. B: Gibems! Gibenes! Thûmer d'Schôf i! G'sehnderen det! rc. — indem die Verkürzungen der Mundart dem raschen Willen gut entsprechen. Gerade diese Kürze und Leichtigkeit der mundartlichen Sprache trägt zur behaglichen Traulichkeit bei, und es wird die freundliche Unterhaltung um so mehr zum leicht hinschwebenden Wechselspiel.

Um dieser Eigenschaften willen macht sich die Volkssprache in ihrem besondern Werthe geltend und kann und darf neben der Schriftsprache bestehen; denn beide haben ihr eigenthümliches, geschiedenes und unvereinbares Gebiet. Man mag daher billig fragen, wie es gekommen, daß in den übrigen deutschen Völkerschaften sich die Schriftsprache die Herrschaft mehr oder weniger erworben und die Mundart bei den auf Bildung Anspruch Machenden sogar aus dem häuslichen Kreise entfernt hat. Allein näher betrachtet spielt die Mundart gleichwohl in allen Gegenden Deutschlands

gewöhnlich durch die Schriftsprache hindurch und macht ihre besondern Laute geltend; und gemeiniglich wird nur im mittlern Deutschland, wo ein größerer Verkehr der verschiedenen Völkerschaften den Gebrauch des allgemeinen und ausgebildeten Organes veranlaßt hat, die hochdeutsche Sprache ausschließender in Anwendung gebracht: daher ist nicht nur in der Schweiz, sondern vornämlich auch im südöstlichen Deutschland, besonders in Östreich, die Mundart die Umgangssprache des gemeinen Lebens auch bei den Gebildeten; und wenn der Niedersachse das Hochdeutsche in den städtischen Zirkeln und in allem öffentlichen Verkehr bei der Hand hat, so ist die Mundart doch die Sprache der vertraulichen Unterhaltung im häuslichen Kreise und unter Freunden. In den Niederlanden aber hat sich die Mundart von der deutschen Gemeinschaft ganz abgelöst und sich zur selbständigen Sprache ausgebildet. Begreiflicher Weise erhielt sich daher in der fernen, unabhängigen Schweiz wenigstens die alte Mundart in ihrer vollen Geltung und sträubte sich lange, bis sie in der Schriftsprache, durch das Gefühl deutscher Stammverwandtschaft überwältigt, sich zur allgemeinen deutschen Sprachreinigung verstand. Während also die Schweiz dem deutschen Verkehr ferne stand und somit auch der höhern deutschen Umgangssprache nicht bedurfte, trat dem Eingang der letztern die französische Sprache und Literatur in den Weg, daher es früher

eine Menge Schweizer gab, welche, wenn sie ihre Volkssprache nicht in Anwendung bringen konnten, lieber und leichter zur französischen Sprache, als zur hochdeutschen griffen. Als aber die Schweiz im vorigen Jahrhundert zum allgemeinen Zielpunkt der Modereisenden zu werden begann, so wurde, neben Bergen und Seen, Alpenwirthschaft und Freiheitssinn, Trachten und Aussichten, auch von der Sprache viel Aufhebens gemacht; sie mußte zum besondern Vergnügen der Fremden dienen, und jeder wollte Proben der Naivität und des Witzes der Naturkinder des Alpenlandes mit nach Hause nehmen, so daß sogar Göthe den Schweizern in ihrer Mundart nachsang — (G. 1, 169. Schweizerlied). Statt also sich seine Sprache verleiden zu lassen, konnte man bemerken, daß einzelne der vornehmsten Familien der schweizerischen Hauptstädte sich angelegen sein ließen, die mundartlichen Laute recht merklich und schwer hervorzuheben, um die selbstgefällige Isolierung desto auffallender zu machen.

Übrigens ist es nicht der Laut und die Wortform allein, was einer Sprache Wohlklang und Anmuth verleiht, sondern vornämlich auch die Melodie der Aussprache selbst, eine Eigenschaft, wozu die Schriftsprache nicht unfähig ist, allein wofür sie doch keine Bezeichnungen hat, welche aber in der Mundart in aller lebendigen Kraft und Eigenthümlichkeit hervortritt und einen wesentlichen Bestandtheil derselben ausmacht. Diese

Eigenschaft der lebenswarmen Volkssprache, der sogenannte Sprachgesang, ist, wie früher schon berührt worden, besonders den Stämmen süddeutscher Zunge eigen, nirgends aber so innig und mannigfaltig, wie im Umfange des Alpengebirges. Mag aber die Sprache des Tyrolers noch mehr frische Schnellkraft und Tonfülle haben, als diejenige des Schweizers, so hat doch die des letztern den Vorzug der Innigkeit und Zartheit. Der Sprachgesang des Schweizers verhüllt und mildert durch seine Seelenwärme und Ingründigkeit die Härte einzelner Laute und gewinnt dadurch eine Anmuth, Lieblichkeit und kindliche Einfalt, welche nur derjenige verkennen kann, der in der Sprache nur die äußere Form und nicht auch ihre Seele beurtheilt. So gebührt der berner Volkssprache, nicht nur in Vergleichung mit den übrigen Mundarten der Schweiz, sondern an sich die besondere Anerkennung der Weichheit, Feinheit und Behaglichkeit, wie Solches im Charakter des Volkes selbst liegt. Wen spricht nicht der hüpfende, heitere, lebenvolle Klang des Appenzellers an; so wie das Herzliche, Heimliche, Sanfte des Bewohners der March? Wem tritt nicht die Sprache in einzelnen Thälern der Urkantone so volltönend und ingründig entgegen, wie ein Gebet? Und während die Sprache des Zürchers sonst breit und schwer ist, läßt sich doch gerade in neuerer Zeit bei vielen Gebildeten die Bemerkung machen, daß auch diese Mundart durch vered=

elten Sprachgesang und feinere Haltung viel gewonnen und sich mancher Härte und Mißtöne entledigt hat, ohne irgend von dem einheimischen Laut- und Sprachverhältniß zu lassen. Dagegen ist es unverkennbar, daß im Durchschnitt in den Gränzstrichen die Berührung und der größere Verkehr mit der deutschen Nachbarschaft der Volkssprache die beseelende Kraft und Innigkeit des Sprachgesanges mehr oder weniger trübt und entzieht; um nichts von der unseligen Neigung des charakterlosen Sprachgemenges von Volks- und Schriftsprache durcheinander zu sagen, was dem Grenzbewohner so leicht unterläuft.

Wenn wir ferner die Schriftsprache und die Mundart in Beziehung auf Redeweise und Satzgefüge gegen einander halten, so hat jene freilich eine Ausbildung, mannigfache Entwickelung und symmetrische Gestaltung, einen Fluß und Tonfall, einen Reichthum von Satzverbindungen, wie solches der Mundart nicht inwohnen kann: denn diese ist in ihrer Redeform immer einfach und arm. Allein sie ist durch das Leben gebildet, verfolgt den nächsten Zweck auf dem kürzesten Wege, verbannt Geziertes und Gekünsteltes, ist bestimmt, klar und bequem: daher ist in der Sprache des Volkes eine Sicherheit und Bündigkeit, verbunden mit der sparsamsten Kürze, so daß sie immer das Gepräge der Natürlichkeit und Verständigkeit trägt. Der Schweizer besonders spricht im Allgemeinen kurz und gedrängt, druckt

sich gerne in Gleichnissen und Anspielungen aus, und liebt bei seiner innern, menschenverständigen Tüchtigkeit sprüchwörtliche Redensarten, wodurch Leben und Salz in die Unterhaltung kommt. Wie nerv- und wurzellos, wie gemacht und breit nimmt sich dagegen so häufig die sogenannte gebildete Sprache aus, welche in den angelernten, gesuchten und studierten Worten sich verirrt und daher oft zum bedeutungslosen Geschwätze wird, während die Volkssprache mit ihren einfachen und vorzu liegenden Mitteln den Nagel auf den Kopf trifft. Wie widerwärtig ist daher die Affektation der Halbgebildeten, welche sich einer vornehmen Sprache befleißen, und daher ja vor der gangbaren Volkssprache und ihrer Kernhaftigkeit sich hüten; dafür dann aber in markloser Breite sich verlieren, so daß schon in den Ton eine saftlose, dürre und todte Einförmigkeit kommt, die ermüdet und zurückstößt: darum steht die städtische Formalität und Schönrednerei oft so nachtheilig neben der unausgebildetesten Volkssprache da.

Somit ergibt sich, daß die schweizerische Mundart ein nationelles Element ist, welches durch Natur und volksthümliche Entwickelung seine besondere Gestalt gewonnen und darum auch für das Leben und den Verkehr den unbestreitbarsten Werth hat. Es ist daher nicht daran zu denken, die Mundart zu verdrängen, da dieselbe unter den gebildeten Ständen so gut ihr wohlerworbenes Bürgerrecht hat, als unter der Volks-

classe: indem in ihr ein Mittel des Ausdrucks liegt, dem an Einfachheit, Natürlichkeit und Bequemlichkeit kein anderes gleichkommt. Daneben darf aber nicht erst erwiesen werden, daß Kenntniß der Schriftsprache und Fertigkeit in ihrem Gebrauch der Mundart zur Seite gehen muß. Freilich macht man dem Schweizer den Vorwurf, daß er, auch wenn er sich der Schriftsprache bedienen will, sowohl in der Aussprache, als in der Wort- und Satzfügung, seine Mundart nicht verläugnen könne. Allerdings hat es für den Schweizer ziemliche Schwierigkeit, seiner harten Kehllaute los zu werden, daher auch viele gar nicht dazu gelangen, so wie überhaupt ohne ein feines Ohr und lange Übung niemand dazu kommt. Allein wir haben schon früher bemerkt, daß zur reinen Aussprache des Hochdeutschen jede deutsche Völkerschaft von ihrer Mundart und deren Unarten abzugeben hat, denn eine jede derselben weicht nicht nur im Tone ab, sondern entbehrt auch mancher Formen der Schriftsprache. So ist z. B. der durchgängige Sprachgebrauch beim gemeinen Volke in Deutschland — ich thät schlafen — noch viel unvollkommener, als unser — ich ha gschlöfe — statt — ich schlief.

Was aber Wortbeziehung, Satzfügung und Sprachgebrauch betrifft, so hat sich die deutsche Nation nicht nur von jeher die Freiheit bewahrt, den ganzen Begriffsumfang und die volksthümliche Färbung in der Schriftsprache durchdringen zu lassen; sondern man

hat es der stillgestandenen französischen Hof- und Gelehrtensprache gegenüber als einen Vorzug und eine innere Nothwendigkeit erkannt, sich die frische Quelle des Volkslebens, so wie das Princip freier Entwickelung und Fortbildung zu erhalten. Je gründlicher daher die wissenschaftliche Forschung sich des Sprachgebietes bemächtigt, desto bewußter und folgerichtiger wird auch die Benutzung der volksthümlichen Elemente der Sprache, und mit desto größerer Wahl und Sicherheit wird das der Schriftsprache Angemessene erkannt und angeeignet. Die Schriftsprache selbst aber ist bei keinem deutschen Volksstamme Sache der Überlieferung eines eigenthümlichen Besitzes; sondern sie ist ein Ergebniß allgemeiner Entwickelung und wissenschaftlicher Bildung, welche in dem Grade freier und leichter über den ganzen Sprachstoff gebietet, als auf der einen Seite Studium der Sprache nach ihren Schriftwerken, mit der Aufmerksamkeit auf das Volkselement auf der andern Seite sich verbindet. Nachdem daher die deutsche Literatur lange den Alten und den Franzosen nachgetreten, wagte sie am Ende, nach gehöriger Umsicht und Vertrautheit mit dem, was auf andern Sprachgebieten geleistet worden, sich ihrer selbst nicht mehr zu schämen und mit dem sichern Gefühle heimatlicher Liebe die Lebensfülle und die Unbefangenheit der Volkssprache walten zu lassen. Darin eben hat Göthe, wie keiner vor ihm, mit freier Kraft und mit dem sichersten Takte

eine neue Bahn eröffnet und ist, durch Hineinziehung des Elementes und der freien Bewegung der Volkssprache, von Seite der Sprache ein vollkommen nationaler Schriftsteller: und darin liegt auch guten Theils die vollendete Klarheit und Durchsichtigkeit und darum die bewunderungswürdige Anziehungskraft seiner Sprache.

Der Nachtheil des Schweizers liegt also nicht darin, daß er seine von der Schriftsprache abweichende Mundart mit Vorliebe festhält, sondern daß er überhaupt dem wissenschaftlichen Verkehre Deutschlands zu ferne steht, und auch seine Bekanntschaft mit deutscher Literatur zu sehr über die Oberfläche hinstreift, als daß er der Schriftsprache gehörig mächtig würde: der Nachtheil liegt also mehr im Mangel wissenschaftlicher Bildung überhaupt, als in der Hemmung seiner lebendigen Zunge. Denn wer wird Dichtern, wie Hegner und Salis, welche, wie sie sich in den Gefühlen und dem Ideenkreise der Heimat bewegen, so auch ihre Sprachbildung auf heimischem Boden gewonnen, freie Handhabung der Schriftsprache und Sprachrichtigkeit absprechen wollen? Eben so wenig lassen jüngere Schriftsteller neuerer Zeit aus der Sprache ihrer Schriften auf die Schweiz schließen. Haben doch bei der Wiederbelebung deutscher Literatur im vorigen Jahrhundert die Schweizer, verglichen mit den Deutschen, nicht nur nicht im Nachtheile, sondern im Vortheile gestanden: denn Haller schwingt sich, mit allen seinen *Härten*

und Provinzialismen, wie ein Adler über die damalige deutsche Stubenpoesie empor und eröffnet gleichsam den Chor der deutschen Dichter neuerer Zeit; und in der Prosa zeigten ebenfalls Hallers Romane, welche Würde er im hohen Alter seiner Schreibart zu geben wußte. Geßners Tändeleien erwarben sich vornämlich auch durch den Wohlklang und den Adel der Sprache ihren allgemeinen Beifall; und Zimmermann entfaltete neben dem Reichthum seiner Gedanken zugleich auch eine Schönheit und Ausbildung der Sprache, welche ihn den Beßten seiner Zeit an die Seite stellte. Und wenn Müllers Sprache oft undeutsch ist, so war nicht die Schweiz, sondern vielmehr die Nachahmung der Alten daran schuld; gleichwohl aber galt er lange für die Geschichtschreibung als Muster und Gipfel, und selbst in unsern Tagen sehen wir in berühmten deutschen Geschichtschreibern die Wirkung seines Einflusses.

So ergiebt sich, daß, wenn die schweizerische Mundart auch fernerhin wie bisher ihre Geltung und ihr Recht behauptet, sie für die Ausbildung in der Schriftsprache nicht so viele Schwierigkeiten darbietet, daß dieselben nicht zu überwinden wären. Denn die Schriftsprache ist nicht etwa nur eine kunstmäßige Form, welche sich nach abgeschlossenen Regeln ausbildet und vollendet; sie ist also auch nicht das in der Schule regelrecht zu Erlernende: sondern alle Kunst der Sprache und Darstellung beruht auf der innern geistigen Ausbild-

ung im Allgemeinen, der Gedanke beherrscht und bildet das Mittel seiner Gestaltung, er ist daher auch das Ideal aller Sprache und Darstellung. Daraus ergiebt sich, daß, wenn der Schweizer eigene Gedanken hat, sich ihm auch die eigenthümliche Ausdrucksweise derselben ergeben muß, wobei eben seine eigenthümliche Sprachphysiognomie auch seiner Darstellung einen eigenthümlichen Charakter aufprägen wird.

4.

Die historische Bedeutung der schweizerischen Mundart.

So wie es, dem Gesagten zu Folge, im allgemeinen deutschen Interesse liegt, daß die schweizerische Mundart sich erhalte, so hat sie ferner auch von geschichtlicher Seite eine allgemeine und hochwichtige Bedeutung. Denn aus dem Boden unserer oberdeutschen Mundart schlug zur Zeit der hohenstaufischen Kaiser jener herrliche Blüthenwald empor, der uns in der süßen, freudeathmenden Sprache der Minnesänger so heimatlich entgegen rauscht. Diese aber hatten sich ihre Sprache nicht selbst geschaffen, sondern sie bildete sich aus den Elementen jener glücklichen Zeit, wo Deutschland in der höchsten Fülle des Jugendglanzes und der

Kraft, im Mittelpunkte des Völkerverkehrs und der Bildung, sich zu einer seither nicht wieder erlangten Herrlichkeit erhoben. Jene frühlingsfrische Sprache des fröhlichen Naturlebens und des Morgenschmelzes der Liebe hatte einen solchen wundervollen Reichthum von Wortbildungen hervorgetrieben, eine solche Geschmeidigkeit und Keckheit der Fügungen und Wendungen, daß unsere heutige Schriftsprache dagegen als welk und veraltert erscheint. Wie viel Antheil die Schweiz an dieser merkwürdigen Sprachschöpfung hatte, beweist die große Zahl ihrer damaligen Dichter, die, besonders am Bodensee und Rhein, ein Leben der Mittheilung und des Umganges, eine Seelensprache des Wohllautes und der Schönheit entfalteten, wie seither nichts Ähnliches auf diesem Boden zu sehen war. *) Daher Freiherr von Laßberg in seiner Zuschrift an Meister Leonhard bemerkt: — „dås darf ich dir nit verhalten, wie mir ze großer Freud und Trost kund worden, daß noch ein gûter, wenn ouch nit der best Teil, der alten Sprach in und bi unserem schwäbischen Volk, lebendig und kräftig waltet; voran im Breißgau, Schwarzwald, in der Bar, im Kleggau, Höhgau, Linzgau, Thurgau und im Rhintal, wo ein großer und warlich nit der schlechtest Teil unserer Sänger wilent gesessen; und bi

*) S. v. Laßbergs Liedersaal. Vorwort im 1. u. 2. Band; und — Wilh. Wackernagel, die Verdienste der Schweizer um die deutsche Litteratur. Basel. 1833.

Treuen! du darfst mir glauben lieber Meister! daß oft ein Thurgauer Bauer der Nibelungen Lied bald so gût verstünd, als ein Breßlauer oder Berliner Meister." So finden sich auch jetzt noch auf diesem alten Boden der Dichtung einzelne Klänge aus jener frühern Zeit. Folgende den Nibelungen und den Minnesängern entnommene Wörter, welche der gegenwärtigen Schriftsprache gebrechen, leben heut zu Tage noch im Munde des Volkes: Zeitwörter: chiden, grinen, chlenggen, pfuchsen, golen, churzwilen, gnappen, risen, briggelen, gheien, heken (stechen), heben (halten), belangen (verl.), vergeben (vergiften), fuoren (sättigen), stûren (verhindern), laichen (wandeln, spielen), mennen (Dienste thun), beschütten, reren, chûlen, motten, bláuen, blûmen, schônen, ꝛc. — Dingwörter: Herd (Erdboden), Halde, Hurst, Ron (Baumstumpf), Stad (Gestade), Sedel, Gaden, Schappel, Tûelen, Imbiß, Schalte, Hudel, Bovel (Pöbel), Hellemor (Teufel), Dicke (Lende), Facht, (Aufgabe) ꝛc. Eigenschaftswörter: brunluter (hellbraun), hál (glatt), bárig, teig, lidweich, weidlich, ring (leicht), geschlacht, gemach (langsam), gefôlgig, gehaß, gefründt, meisterlos, frühtig, rôselig ꝛc. Umstandswörter: z'Berg, z'Thal (hinauf, hinab), allerhand, gnot, nácht (letzte Nacht), hinecht (die nächste Nacht), niemer, niene, sider, wáger ꝛc. — Doch es ist weniger noch die Menge eigenthümlicher Wörter, wodurch sich die Bedeutsamkeit der schweizerischen Volks-

sprache für die Sprache der Minnesänger hervorhebt, als die besondern Beziehungen und Bedeutungen, welche sich gegenwärtig noch, wie damals mit denselben verbinden, das ursprünglichere, sinnlichere Leben, welches vielen derselben noch inwohnt, die Bildlichkeit vieler Ausdrucksweisen, das Vorwalten des Wohlklanges und der Zusammenschmelzung der Wörter nach dem Gebote desselben, das Vorkommen mancher Wörter mit männlichem und weiblichem Geschlechte, um durch ersteres die wirkende Kraft, durch letzteres nur den allgemeinen Verhalt auszudrücken, z. B. der Last (Menge), die Last; der Luft (Wind), die Luft; der Tauf, die Taufe rc. Besonders hat die schweizerische Mundart manche Biegung und Endung mit der mittelhochdeutschen Sprache gemein; u. a. das e am Ende der männlichen Dingwörter, z. B. Degene; die weibliche Endung des Eigenschaftswortes iu übereinstimmend mit unserm i, z. B. e Heiligi; û für au; æ, Mehrheit e, z. B. Schaft, Schefte; Abkürzung des Artikels, z. B. s' Wirthes. Vornämlich treffen die unregelmäßigen Zeitwörter in der schweizerischen Mundart mit der mittelhochdeutschen Biegung größtentheils zusammen. Ferner hat sich das lange i statt des unschönen ei erhalten, so wie i für ie; die Verkleinerungsform elin für lein rc.

Vieles andere in der Sprache des mittelalterlichen Minnegesanges, welches sich in der schweizerischen Mundart nicht mehr findet, ist doch gleichwohl für

diese etwas Näheres und Vertrautes, wofür ihr der ganze Sprachcharakter den Schlüssel bietet: es ist die über Jahrhunderte hinüber, über alles Verderben und alle Verarmung sich noch erhaltende Stammverwandtschaft unserer herabgekommenen Mundart mit der im reichsten, königlichen Schmucke prangenden Sprache lebenswarmer, ingründiger Dichtung. Diese Verwandtschaft mit derjenigen Entwickelung der deutschen Sprache, da dieselbe in der Wortbildung und in der Schönheit der Auslaute ihre Blüthenzeit erreicht hatte, giebt daher unserer schweizerischen Mundart einen neuen Werth; je mehr Aufmerksamkeit und Fleiß auf die deutsche Sprache verwendet wird, desto bedeutsamer wird auch dieses nationelle Element. Denn während das gebildete Deutschland mit Liebe zu jenen Gegenden hinschaut, wo einst so viele Sänger wie Nachtigallen im Waldesgrün ihrer Burgen sangen, und im weiten Kranze auf den Hügeln thronten, daß manche einander nachbarlich zurufen konnten; — sollten wir der Ehre dieses geschichtlichen Ruhmes vergessen wollen? Und wenn deutsche Sprachforscher in unserer Mundart einen bemerkenswerthen Beitrag für deutsche Sprachkunde erkennen, darf der Schweizer sich für die tiefere Auffassung dieses geistigen Elementes gleichgültig erweisen? Drückte sich doch der alte Caspar Scoppius in seinen Rathschlägen über die Einrichtung der Schulen und Studien schon vor zweihundert Jahren folgender Maßen über

die schweizerische Mundart aus: „Ich weiß nicht, ob man sie nicht unter allen des obern Deutschlandes die reichste und am wenigsten verderbte mit Recht nennen darf. Denn diese Menschen, mit dem Ihrigen zufrieden und Verächter der Höfe, zeigen weniger Bestreben, sich in Fremdes zu mischen, die Sprache abzuglätten und durch herbeigezogene fremde Wörter und Redensarten auszuschmücken.“ Wenn das Bild dieser genügsamen Zurückgezogenheit und Einfachheit nicht mehr allgemein passen will, so findet es gleichwohl in Beziehung auf den allgemeinen Charakter der Sprache seine Anwendung; wobei es denn der Städter leiden muß, daß man der Sprache des Volkes in den hohen einsamen Alpenthälern, so z. B. im Schächenthal, im Engelberger Thal, mehr Aufmerksamkeit schenkt, als der seinigen. Viele Deutsche freilich, welche in der Sprache der Schweizer die Klänge des Minnegesanges hören wollen, finden sich dann sehr getäuscht, wenn der harte und unschöne Laut ihr Ohr berührt. Allein wenn man in Betrachtung zieht, daß man eine Sprache vor sich hat, welche seit drei Jahrhunderten aufgehört hat, Schriftsprache zu sein, seitdem nämlich Luthers gewaltiger Genius dem deutschen Volke eine Sprache gebildet und gefügt, welche für Süd und Nord in unvergleichlicher Vortrefflichkeit den Ausdruck für das geistige und gemüthliche Leben darbot; eine Sprache ferner, deren schönste Blüthe, nach der kurzen Dauer

des Höhepunktes der hohenstaufischen Zeit, schon beinahe zwei Jahrhunderte vor Luther vorübergegangen war, welcher also seither die geistige Behandlung und Fortbildung gefehlt, und die sich daher nur in den engen Kreis des umgänglichen Verkehres zusammengezogen und verkümmert hatte: so begreift sich leicht, daß man den Werth derselben nicht in der harmonischen Gliederung und dem Reichthum der Formen, sondern in der verfärbten Überlieferung und in der durch alterthümliches Volksleben und Verfassung zusammengehaltenen Ruine eines Sprachgebäudes finden muß, welches durch alle Unbilden der Zeit dennoch eine Gestalt erhalten, so daß man an der Hand der Geschichte und der Forschung sich so gerne in diese untergegangene Herrlichkeit zurückleiten läßt.

Wie daher eine Zeit war, wo Bodmer und Breitinger, geleitet durch Liebe zu altheimischer Zeit und Bildung, sich das Verdienst erworben, zuerst wieder auf die Sprachdenkmale der goldenen Zeit deutscher Literatur hingewiesen zu haben, so läßt sich von dem neuerwachenden wissenschaftlichen Streben in der Schweiz erwarten, daß es die besondere Gunst seiner Verhältnisse benutzen werde, um von dem eigenthümlichen Sprachboden aus zur Forschung und Bereicherung in der allgemeinen deutschen Sprachwissenschaft mitzuwirken, wobei die Bemühungen deutscher Gelehrter, welche sich heimatlich in der Schweiz niedergelassen haben,

bereits durch mehrfache Arbeiten ermunternd vorangegangen sind.*) Denn seit Stalders redlichem und fleißigem Bemühen ist so viel auf dem Felde der Sprachwissenschaft gearbeitet worden, welches Fortschreiten nach allen Seiten leicht macht, so wie denn Titus Tobler in seinem „Appenzellischen Sprachschatze“ an Gelehrsamkeit und Forschung seinen Vorgänger weit zurückgelassen und so nicht nur in Beziehung auf die Sprache, sondern auch auf Geist und Volkssitte ein verdienstliches Nationalwerk zu Stande gebracht hat.

Freilich dürfen wir uns keineswegs einbilden, als könnten wir der oberdeutschen Sprache wieder Geltung im Schriftgebrauch verschaffen und aus ihr diesen wesentlich umbilden und bereichern. Denn die Schriftsprache hat sich unterdessen auf eine Weise ausgebildet und festgesetzt, daß sie jene oberdeutschen Elemente nicht mehr in ihren Bau aufnehmen kann; besonders jene leichtere Wort- und Satzfügung, welche derjenigen der griechischen und lateinischen Sprache näher steht, kann unter den gegenwärtigen Entwickelungsverhältnissen keine Statt mehr finden. Allein der urbildliche,

*) Außer den oben angeführten Schriften von Götzinger und W. Wackernagel, nebst dessen deutschem Lesebuch, das im ersten Theile werthvolle Stücke aus der ältern schweizerischen Literatur zum ersten Male bekannt macht, nennen wir vorzüglich die „Eidgenössische Liederchronik, von Rochholz, eine Sammlung alter Schlacht-, Bundes- und Partheilieder. Bern. 1835.

flüßige, blüthenkräftige Zustand jener alten Sprache erschließt uns die Tiefen der Bildsamkeit der deutschen Sprache im Allgemeinen und fordert uns zu neuem schöpferischen Streben auf. Und so wie gerade gegenwärtig in der Schweiz das Bewußtsein deutscher Volksthümlichkeit erwacht und die Ausbildung nach dieser Seite hin als Nothwendigkeit erkannt wird, so liegt der Schweiz die schöne Aufgabe vor, durch Sammlung und Bearbeitung seiner alten Sprachschätze sich den engern Anschluß an das geistige und wissenschaftliche Leben Deutschlands mit einem bedeutenden Beitrage zu verdienen.

III.

Anforderungen der Wissenschaft und Kunst an den Schweizer in Beziehung auf deutsche Schriftsprache.

Es kann freilich nur die Sache weniger sein, zur Erforschung der oberdeutschen Schriftsprache zurückzukehren, um die Urquelle und die tiefere Begründung für seine vaterländische Mundart aufzusuchen. Allein wenn sich immer Gründe genug auffinden lassen, seine Volkssprache und mit ihr die nationelle Eigenthümlichkeit und Färbung zu bewahren; wenn wir mit dem althergebrachten und heimlichen Mittel der Unterhaltung uns vollkommen frei und behaglich fühlen und bewegen wollen: so dürfen wir doch auf der andern Seite gegen die höhern Anforderungen gesellschaftlicher Kultur nicht gleichgültig sein. Denn längst ist Luthers mächtige Geisteswaffe, durch welche er sogar die lange widerstrebenden Katholiken in seinen geistigen Kreis hineinzog und wenigstens von Seite der Sprache ihm zu folgen zwang, zum Ausdrucke der gesammten deutschen Zunge

geworden, und wir folgen längst den mittelhochdeutschen Sprachgesetzen, so daß es niemanden einfallen kann, an der Richtigkeit und Zweckmäßigkeit dieses Anschlusses an den großen deutschen Sprachverein zu zweifeln. Darin anerkennt auch Deutschland unsere völkerrechtliche Zusammengehörigkeit, denn während es alle unsere Ausfuhrsartikel mit Zöllen belegt, haben die Bücher, diese geistigen Vermittler der gemeinsamen Nationalität, freien Paß. Und selbst zu der Zeit, als die Schweizer politisch und gesellschaftlich am französischen Schlepptau durch Klippen und Untiefen nachgezogen wurden, dem französischen Elemente dem geistigen Sauertaig und die Würze des Lebens beimaßen und daher in französischen Instituten den Kindern die freiere Erziehung und Lebensbildung umlegen zu können meinten: wurde eine tiefere Wissenschaft und eine zusagende Geistesrichtung doch immer eher von Deutschland erwartet und gesucht. Nie hätte man es sich nachsagen lassen, daß man alles Ernstes französisches Wesen als Muster der Bildung des Gemüthes und des häuslichen Lebens sich vorsetzen solle; obgleich der Stachel der Eitelkeit um so größer war, auch in dieser fremden Maske sich gefällig zu gebärden, und sich so das Compliment zu machen, als hätte man, in der Mitte zwischen den deutschen und welschen Nationen, beider gute Eigenschaften in sich vereinigt, während doch das Individuum sich in seinem oberflächlichen Doppelwesen für beide Theile

in bedeutungsloser Halbheit bloßstellte. Es haben daher nach und nach sowohl politische Erfahrungen, als gründlichere Erwägungen der Verhältnisse die Überzeugung in uns erweckt, daß solch eine wurzellose Neutralität des Geistes und der Gesinnung uns nur Schaden bringe und nach beiden Seiten schwäche; und so wendet sich, durch den Hebel des Interesses und der Nothwendigkeit unterstützt, der Blick immer mehr deutscher Art und Weise zu. Die welschen Sympathien sind abgekühlt und so scharf beleuchtet, daß eine Rückkehr zu jener ungleichen Gemeinschaft kaum mehr zu befürchten steht.

Unsere Bildung bedarf gegenwärtig eines Stützpunktes und eines größeren Kreises, und dieses Bedürfniß bringt die vorangeschrittene deutsche Entwickelung uns zum Bewußtsein; daher auch alle Erscheinungen deutscher Kultur uns in höherm Maße ansprechen und verwandt anziehen. Diese gewünschte Gemeinschaft mit Deutschland aber kann nicht nur eine auf literarischem Wege vermittelte sein, sondern muß auch zur gesellschaftlichen sich anbahnen und bilden. Dazu hat die Schweiz durch Herbeiziehung einer beträchtlichen Anzahl deutscher Lehrer einen bedeutenden Schritt gethan und dadurch ausgesprochen, daß sie in deutscher Gründlichkeit und Wissenschaft die nächsten Ergänzungsglieder erkennt, ihrer Einwirkung bedarf und die Wohlthätigkeit einer nähern Vereinbarung erfahren will. Besonders aber hat die deutsche Sprache in den neu

errichteten höhern Schulanstalten der Schweiz eine Berücksichtigung gefunden, wie sie sich derselben in Deutschland nur selten in solchem Umfange zu freuen hat, so sehr sonst die deutsche Sprachwissenschaft daselbst die bedeutendsten Geister in ihr Gebiet hineinzieht, und ein neues Licht nicht nur für theoretische Erkenntniß, sondern für die gesammte nationale Entwickelung aufsteckt. Denn so wie die Rücksicht auf allgemeine Bildung, auf Begründung einer umfassenden Bürger- und Nationalentwickelung den Unterrichtsbestrebungen der neuesten Zeit zum Grunde lag, wobei das Studium der alten Sprachen nicht mehr in seiner frühern Alleinherrschaft sich geltend machen durfte: so mußte neben den mathematischen Wissenschaften die deutsche Sprache als vermittelndes Bindeglied, als allgemeines Bildungsbedürfniß zwischen die reine Wissenschaft und den bürgerlichen Berufszweck hineintreten, so daß nun in diesem Unterrichte beide Richtungen ihre gemeinschaftliche Befriedigung finden können. Es ist also gar nicht etwa das Gefühl des besondern Rückstandes in dem richtigen Gebrauche der deutschen Sprache, welches die schweizerischen Schulanstalten bewegt, derselben in ihrem Unterrichtsplane nach Zeit, Umfang und Wesen einen vorzüglichen Einfluß zu gestatten; sondern vielmehr die Erkenntniß, daß das Studium der deutschen Sprache nach Form und Inhalt, nach Mittel und Zweck für Geist und Gemüth, für wissenschaftliche Gründlichkeit

wie für Belebung allgemeinen Nationalsinnes von besonderer Förderung sei.

Wenn aber die Schweiz der Kenntniß der deutschen Sprache diese Wichtigkeit beilegt, so kann sich ihre Theilnahme nicht nur auf altes und neues Schriftthum beschränken wollen, sondern es muß ihr bei diesem Interesse an dem Gange des deutschen Geisteslebens auch die mündliche, lebendige Mittheilung ebenfalls am Herzen liegen. Das Verlangen, seinen idealen Bestrebungen nach, der größern nationalen Sphäre Deutschlands anzugehören, muß den Wunsch erwecken, daß auch jedes Hemmniß falle, welches den geistigen Verkehr hindern könnte. Darin aber war der Schweizer bisher nur zu oft im Rückstande. Jeder gebildete Deutsche, der Niederdeutsche, der Schlesier, der Östreicher ꝛc., bedient sich neben seiner Mundart der allgemeinen hochdeutschen Schrift- und Umgangssprache außer den Marken seiner Provinz und im Verkehre mit deutschen Landsleuten anderer Gebiete mit der Freiheit und Leichtigkeit des gewohnten Ausdrucks. Der Schweizer dagegen mag sich nur selten die Mühe geben, eine Aussprache des Hochdeutschen zu gewinnen, woran man nicht sogleich bei der ersten Mundöffnung seine Herkunft erkenne. Das aber ist keineswegs zu loben, sondern giebt den Schein des Mangels an Bildung, entweder indem man die Härten und Unebenheiten seiner Aussprache nicht fühlt, oder nicht das

Vermögen hat, sich derselben zu entledigen. Mögen die Deutschen im Munde eines Lavaters seine schweizerischen Laute angenehm gefunden haben: natürlich, daß das eigenthümliche Gepräge seines Geistes auch seine Sprache so mit ihm identificirte, daß die Anmuth des Inhaltes auch die Form adelte. Will aber z. B. eine bescheidene Schweizerin sich nicht gefallen lassen, in der Unterredung mit Deutschen sich ihres Alltagssprachgewandes zu entledigen, so muß sie es eben auch haben, wenn ihre Bildung in nachtheiligem Lichte erscheint.

Das erste Erforderniß ist also wenigstens dieses, daß der Schweizer, so wie er in der Schule von Jugend an in die deutsche Sprache eingeführt wird, sich angelegen sein lasse, dieselbe nicht nur verständlich schreiben, sondern auch sprechen zu können. Denn im Verkehre mit dem Deutschen ist der Schweizer mit seiner Mundart nicht nur in Jenes Augen, sondern selbst in den Augen seiner Landsleute im Rückstande: weil es schon die gesellige Aufmerksamkeit zur Pflicht macht, sich einer Sprache zu bedienen, welche dem Andern verständlich sei. Dem Deutschen gegenüber werden uns aber die feinern Beziehungen der Mundart bei der Unterhaltung abgeschnitten, so daß dieselbe unbeholfen und arm zum Vorscheine kommen muß. Die gesellige und geistige Kultur selbst also macht es nothwendig, daß wir im Umgange mit Deutschen uns derjenigen

Sprache zu bedienen wissen, welche unter den Gebildeten deutscher Zunge das allgemeine Organ der Mittheilung ist. Es geschieht daher so oft, daß die Schweizer, indem ihnen die freie hochdeutsche Mittheilung schwer wird, sich auf den Umgang mit den Landsleuten beschränken und somit sich auch in einen engen geistigen Kreis bannen, indem sie sich dabei häufig von der Vorzüglichkeit der eigenen Landesart bereden und damit die fremden Bildungselemente um so leichter von sich weisen zu dürfen meinen. Allein gerade diese, häufig auf Selbstüberschätzung gegründete Abschließung hat dem geistigen, so wie dem politischen Leben der Schweiz schon bedeutenden Nachtheil gebracht; und noch zu häufig gilt ein solcher Schneckenhaussinn für patriotischen Stolz, wodurch jedoch das Vaterland wenig gefördert, dagegen bei nothwendigem und unvermeidlichem Zusammentreffen mit dem geringgeschätzten Fremden die Aufklärung gewöhnlich etwas theuer erkauft wird, wie wir denn im politischen Verkehre nur zu schlagende Beispiele dafür aufzuweisen haben. Es kann allerdings nicht geläugnet werden, daß neben den Erfordernissen des bürgerlichen Berufes auch die Neigung hinzu kommt, Sprachen zu lernen: denn in welchem Lande wird so durchgehends die französische Sprache erlernt, wie in der Schweiz? Um so eher fordert es das natürliche Ebenmaß, daß man auch in der deutschen Zunge seine Geschicklichkeit erweise. Mit einer

hochmüthigen Verwunderung lassen wir uns bisweilen von den vielen Millionen Franzosen erzählen, die weder lesen noch schreiben können und ihr Lebtag in keine Schule gekommen; allein wir übersehen, daß es uns eben diese Franzosen an dem unmittelbaren praktischen Gebrauche der Sprache weit zuvorthun, und in der Schule des Lebens mit einer Gewandtheit, Genauigkeit und Zierlichkeit sich ausdrücken gelernt haben, wie ein großer Theil Derer es nicht kann, die bei uns Jahre lang durch die Schulen gelaufen. Denn jederzeit schafft nur das Leben und der geistige Austausch eine lebendige und beseelte Sprache. In dieser Beziehung fehlen freilich der Schweiz mehrere Bedingungen, welche Deutschland zu Gute kommen: denn von jeher hat das Hofleben und das Militär wesentlich zur geselligen Sprachentwickelung beigetragen, so wie denn auch in Deutschland neben Luther der deutsche Kaiserhof, das Reichsgericht und die Kanzlei am meisten zur Feststellung einer Gesammtsprache für das Reich beigetragen haben. Das Kriegsleben aber mit der Mannigfaltigkeit seiner Anschauungen und Erlebnisse, mit seiner erweckenden Geselligkeit und der vollen Muße zur Mittheilung hat stets gute Erzähler, und darum auch Chroniken- und Memoirenschreiber gebildet. In Ermanglung dieses Bildungsmittels für die Umgangssprache hat sich dagegen in der Schweiz seit einigen Jahren ein eigenthümliches Bildungselement geltend

gemacht, nämlich dasjenige der Volksrede. Doch diese sucht das Zweckmäßige und Ergreifende und erlaubt daher nicht nur die Beimischung des Mundartlichen, sondern verlangt es oft.

Allein wir haben die Sprache nicht nur von Seite der nothwendigen Mittheilung und Unterhaltung zu betrachten; sondern sie macht auch von Seite der Kunst und Schönheit Ansprüche an uns, welche der Schweizer freilich selten gut befriedigt. Es ist nämlich für ein gebildetes Ohr weh thuend, wenn deutsche Erzeugnisse der schönen Wissenschaften mit dem schweizerischen Accente und der schweizerischen Quantität gelesen werden. Denn Solches widersteht dem Sprachgeiste, der sich in der neuhochdeutschen Sprache ausgebildet hat. Es hängen nämlich die Formen der gegenwärtigen Sprache mit der Betonung zusammen. Diese aber war in der mittelhochdeutschen Sprache, deren Charaktergepräge unsere Mundart trägt, noch nicht ausgebildet; es herrschten zum Theile noch die Gesetze der Quantität, dem Mangel an Tonschwere wurde daher durch viele jetzt weggefallene Endungen nachgeholfen: z. B. Brüdere, h. d. Brüder mit gedehntem ue! — sie klagend, mit kurzem a, daher im Neuhochdeutschen bei der Tonschwere auf dem a einer der Mitlaute am Ende wegfällt. Umgekehrt tritt im Hochdeutschen manche Endung hinzu, welche im Schweizerdeutschen durch einen breitern Ton entbehrlich wird:

z. B. Schule — Schuol. — So verstößt sich also die schweizerische Accentuation bei der Aussprache des Hochdeutschen nicht nur gegen den allgemeinen Sprachgebrauch, sondern gegen den Organismus der Sprache und gegen die natürlichen Gesetze des Wohlklanges. Mit der mundartlichen Betonung irgend eines literarischen Kunstwerkes geht also eine fortwährende Zerstörung des Rhythmus vor. Dieses scheint freilich der Schweizer selbst zu fühlen, daher denn das Vorlesen der deutschen Klassiker, die Beseelung des Schriftwerkes durch die Melodie der Stimme, bei den Schweizern so selten statt findet, und einen geselligen Haltpunkt gewährt, weil sie mit der provinziellen Aussprache sich unbewußt gehemmt fühlen, zu einer reinen und ausgebildeten Aussprache aber häufig zu bequem sind. Kaum wird daher irgend ein anderer Schriftsteller in der Schweiz mehr laut gelesen worden sein, als Hebel, weil seine alemannische Mundart dem Schweizer das Wort auf die Zunge legt. Darum denn auch die Neigung, begierig nach Allem zu greifen, was sich in der Volksmundart darbietet, weil sich der Mund gar gefügig und bequem darin findet. Die hochdeutsche Dichtung aber fordert das Heraustreten aus der schweizerischen Betonung, indem sonst nicht nur der Rhythmus zerstört wird, sondern häufig der Reim ganz ungereimt klingt. Es hat sich nämlich die deutsche Poesie für den reinen und ächten Reim so bemüht, und ist

darin so correct geworden, um Hall und Wiederhall recht zusammenklingend zu machen, daß wir mit rohem Laute diese Melodie vernichten, wenn wir Ohr und Sprachorgan nicht zur reinen Tondarstellung ausbilden. Um aber die Schönheit der Poesie völlig zu genießen, muß man im Stande sein, dieselbe vorzutragen; indem dadurch erst die Übereinstimmung zwischen Schall und Sinn, Klangbild und Urbild klar hervortritt. Der Mangel dieser phonetischen Ausbildung ist wohl nicht der letzte Grund, daß die Schweiz, im Mittelalter ein so reiches Sängerland, und durch Natur und Verhältnisse stets zur Dichtung aufgefordert, jetzt wohl reich an Musik und Gesang ist, aber so arm an der Seelenmusik der Poesie, und auch unter den vorkommenden dichterischen Versuchen so häufig Ungelenkes und Starres aufzuweisen hat.

Indem ein großer Theil der Schweizer sich keine Mühe reuen läßt, die französische Sprache nicht nur zu verstehen und ihre Schriftwerke zu lesen, sondern auch einen Werth darauf setzt, dieselbe richtig zu sprechen: so ist es billig, es sich wenigstens zur gleichen Ehre anzurechnen, ähnliche Feinheit und Weltgewandtheit auch in der deutschen Zunge zu bewähren, und sich zu überzeugen, daß der reine mündliche und schriftliche Gebrauch der Muttersprache eben so gebildet lasse, als die Aneignung einer fremden Zunge. Zwar darf allerdings nicht verkannt werden, daß die Scheu, in

eine gewisse Gezwungenheit und Affektation zu gerathen, lieber den Schein einer ländlichen Unkultur, als denjenigen der Überbildung auf sich nehmen will. Allein das Streben, gut deutsch zu sprechen, wird nur dann lächerlich, wenn sich eben nur das Bemühen um den Schall kund thut, und dabei widerstrebende Provinzialismen der formellen Anstrengung spotten. Eine schöne, leichte und fließende Rede aber verfehlt im Munde des Schweizers ihre Wirkung nie, und sie findet ihre volle Anerkennung, auch wo das Verlangen nicht waltet, dieselbe nachzuahmen. Ein gehöriger Takt wird sich darüber schon zu recht finden, daß sie nicht auf unpassende Weise aufgeboten werde. Sollte übrigens der gebildete Deutsche uns öfters die Schriftsprache gerne erlassen und uns noch lieber in unserer unbefangenen Landesart hören, so darf sich dagegen der Schweizer dem deutsch sprechenden Engländer und Franzosen gegenüber nicht in solchem Grade Preis geben, daß er sich gegen die ihnen bekannten Sprachgesetze verstoße. Gleichwohl giebt es in der Schweiz noch immer genug Gebildete und Ungebildete, welche nicht über das sogenannte Bücherdeutsch hinauskommen, und in dieser Nachläßigkeit mit möglichst geringer Anstrengung mager und trocken den Nothbedarf der Unterhaltung bestreiten. Es ist daher ergötzlich, mit welchem Übermuthe der Überlegenheit sich bisweilen die geschliffene und gewandte Zunge besonders

des Norddeutschen unter den guten Schweizern ergeht, ihnen das Gewicht der Gegengründe oft im Munde ersterben macht und sie wider ihre beßere Überzeugung das Gewehr strecken läßt, weil sie ihrer Rede nicht den Fluß und Nachdruck, die Raschheit und lebendige Beweglichkeit zu geben wissen, welche die Umgangssprache erfordert.

Wir haben uns freiwillig der Herrschaft der neuhochdeutschen Sprachbildung gefügt, die Geisteswerke Deutschlands sind auch unser Eigenthum, jede Richtung und Bewegung des geistigen Lebens in der Wissenschaft und auf dem religiösen Gebiete erstreckt sich auch auf uns, an dem dortigen Reichthum und an der überwiegenden Geistestiefe haben wir uns zu nähren bei unserer wissenschaftlichen Oberflächlichkeit und praktischen Zerstückelung, bei unserm Mangel an geistiger Gemeinschaft und Produktivität: darum aber darf auch das Gegebene nicht verunstaltet und verkümmert werden, sondern es muß ihm die Ehrung widerfahren, daß man es in der Gestalt bestehen und leben lasse, welche eine Bedingung seiner Entstehung und seines Daseins ist. Während nicht geklagt werden kann, daß die Schweiz nicht einen gebührenden Antheil an den wissenschaftlichen Forschungen Deutschlands nehme, ist dagegen die Theilnahme an den Erzeugnissen der schönen Literatur weit geringer. Während einst die Schweiz mit dem alten Schwaben wetteiferte im Ge-

sang, schweigt sie jetzt, bis auf einzelne wenige Töne; unterdessen dort, von Uhland gepflegt, ein neuer Blüthenwald der Dichtung voll Innigkeit und frischer Kraft aufgegangen ist. Dem Rheine, dieser Straße des Völkerverkehres und der Bildung, ist an den Stätten seiner alten Herrlichkeit ein neues Geschlecht entstiegen, das deutsches Gemüth mit der Beweglichkeit und Glut der westlichen Nachbarn vereint; uns aber lehren unsere Nachbarn so wenig als unsere große Natur. Und man ahnet kaum, wie in Österreich, nach einem Schlafe von Jahrhunderten, ein neuer Sangesmorgen voll Reichthum und Freiheit erwacht ist; so daß die Schweizer eben auch wieder nach Österreich gehen und dichten lernen könnten, wie einst Walther von der Vogelweide.*) Wie wenig ist in der Schweiz noch Fr. Rückert bekannt, der mit der größten Vollendung der Form unter allen deutschen Dichtern die größte Gedankentiefe und die umfassendste Weltanschauung verbindet, und eben so leicht und kindlich spielt, als er Ideen poetisch durchdringt, eben so warm und seelenvoll alle Blüthen des deutschen Gemüthes aufschließt, als er vertraut in allen Geisterzungen des Morgenlandes spricht. Wollte man glauben, man habe sich um die deutsche Poesie darum weniger zu bekümmern, weil sich darin die Wir-

---

*) ze Osterriche lernt ich dichten unde ſagen. Lachm. S. 32. v. 11.

kung eines äußerlich gehemmten und gebundenen Volkslebens spiegle, so irrt man im höchsten Grade. Freilich sind die deutschen Dichter auf keine Freiheitslieder gestellt; allein der Geist und die Gesinnung ihrer Poesie ist so frei, daß ihr Hauch urkräftig und aus dem Innersten quellend alle Nerven des deutschen Lebens durchdringt und sich desselben in seiner Gesammtheit und in seinem Seelengrund erfrischend und erhebend bemächtigt. Wir sehen aber diese Wünschbarkeit größerer Theilnahme an den poetischen Bestrebungen Deutschlands nicht etwa nur als eine vornehme Unterhaltung und als einen verfeinerten Kunstgenuß an. Sondern wie die vorgeschrittensten Nationen Europa's von der deutschen Philosophie nicht unberührt geblieben sind, so hat auch die deutsche Poesie in neuester Zeit sich immer allgemeinere Anerkennung erworben, durch die Tiefe ihrer idealen Weltanschauung, und die Wahrheit und Geistigkeit ihrer innern Offenbarung. Dem nach Außen gerichteten Sinne des Schweizers, der seine Poesie so gerne in ideellen Staatsformen sucht, thäte zur beruhigenden Ausgleichung diese Innerlichkeit und freie Seelenbewegung der deutschen Poesie sehr wohl; wie denn schon Manche aus der Oberflächlichkeit formeller Bestrebungen sich auf den reichern Boden geistigen Bildens und Schaffens zurückgezogen haben und im ganzen Geistesgebiete deutscher Zunge eine wohlthuende Erweiterung des Gesichtskreises finden.

Um aber Jeden, dessen Verhältnisse ihn zu einiger Bildung auffordern, in den Stand zu setzen, frühe genug die Bildsamkeit und Gewandtheit des Organes zu erlangen, welches zur richtigen Aussprache des Neuhochdeutschen erforderlich ist, muß im öffentlichen Unterrichte die nöthige Vorbereitung und Anleitung gegeben sein. Allein da hierin so oft auf das Formelle zu viel Werth gelegt, und der Zweck über dem Mittel vergessen wird, müssen wir auf die Entwickelung der Grundsätze des Sprachunterrichtes überhaupt übergehen, und daraus folgern, ob und welche Geltung die schweizerische Mundart in Beziehung auf die hochdeutsche Sprache in der Schule haben könne.

IV.

Die schweizerische Mundart in Beziehung auf den Unterricht.

Es gab eine Zeit, wo es niemanden einfiel, der Schule mehr zuzumuthen, als daß sie lesen, schreiben und rechnen lehre, und wo man mit der äußern Fertigkeit in diesen Stücken zufrieden war: den verständigen Gebrauch dieser Künste überließ man dem Leben. Wo es beßer war, da war es eine Ausnahme. Da trat der große Pestalozzi in kindlicher und demüthiger Herablassung hinein zwischen dieses gemüthlose Treiben, wendete sich an das Mutterherz und an die Lehrer des Volkes und wies zuerst recht gründlich und innig durch Rath und That nach, wie das Kind helle Augen und ein empfängliches Herz in die Schule mitbringe. Und um dasselbe vom Jammer des todten Buchstabens zu erlösen, zeigte er weiter, wie die Seele des Kindes keine unbeschriebene Tafel sei, auf welche die Schule erst ihre leeren Zeichen einzugraben habe; sondern wie

es schon aus dem Elternhause eine reiche Welt mitbringe; wie all das Schöne und Gute, was es gesehen und gehört, als eine schlummernde Geisteswelt in ihm lebt und auf die Sonne des aufgehenden Morgens wartet, damit die Knospe sich erschließe und die innere Fülle sich in der Rede zur hellen Klarheit entfalte. Dieses Evangelium für die Kinder mußte die Gemüther überzeugen und entzünden. Welche Eltern hätten sich nicht des hochangeschlagenen Antheils ihrer Vorarbeit am Unterrichte freuen sollen, da es des Wissens nur wenig, sondern nur der Liebe und des offenen Natursinnes bedurfte, um die Kinder wirksam zu lehren. Indem Pestalozzi in der Anschauung das Fundament alles Unterrichtes, und in dem Ausdrucke der Anschauung durch die Rede die Anfangsgründe der geistigen Entwickelung erkannte, bahnte er der neuern Pädagogik den Weg, in dessen Verfolgung der Sprachunterricht die Grundlage alles Unterrichtes wurde. Pestalozzi selbst, den nur das Gemüth und das Leben sprechen lehrte, dem jede künstlerische Sprachgestaltung fremd war, der es auch nie zum reinen hochdeutschen Ausdrucke hatte bringen können: — er ließ durch die Sache und die Ideen, welche ihn beseelten, eine Sprache herausbilden, die so bestimmt und gediegen, so abgewogen und kernfest, und oft sogar von solcher plastischen Schönheit ist, daß er dadurch beweist, daß die auf Naturanschauung und Gemüthserforschung gegründete

Sprache ihre vollgewichtige Gültigkeit hat. Er vorzüglich machte klar, daß sprechen und denken dasselbe sein müsse; daß jede Wesenheit und jeder Gedanke von selbst seine Sprache finde, daß daher die nur formelle Auffassung der Sprache von der Sache und der Natur abführe und ein nur formeller Sprachunterricht gehalt- und gedankenlos werden müsse. Diese Ansicht lag zu nahe, als daß die verschiedenartigen Bemühungen für den öffentlichen Unterricht und die Volksbildung nicht in diesem Grundsatze hätten übereinstimmen sollen; und so waren denn auch die neuern Pädagogen, seine Forderungen anerkennend oder nicht, ihn berichtigend oder das Unverhältnißmäßige seiner praktischen Leistungen mit seinen Ideen hervorhebend, dennoch nur seinen Fußstapfen gefolgt, und hatten seine Ideen praktisch ausgebildet und zum festen Gebäude geordnet.

So wird denn nach und nach von einsichtigern Erziehern und Lehrern die Bildung des Kindes durch die Schule tiefer und menschlicher aufgefaßt, indem man an das anknüpft, was Elternhaus und Leben dem Kinde schon gegeben und an ihm entwickelt haben. Statt also mit der traurigen Zersetzung und Zerstörung der Vorstellungen in die Laute zu beginnen und das Kind in der Schule damit zu begrüßen, daß man es mit dem gleich geistlosen Syllabieren oder Lautieren foltert, geht man ein und knüpft an, an das, was das Kind bisher gesehen und gehört, erfahren und emp-

funden; man bringt ihm diese seine kleine Welt von Neuem vor die Seele, läßt es alle die tausend Dinge im Hause, in Feld, Wiese und Wald von Neuem schauen, unterscheiden, ordnen. Da ist nun das Kind zu Hause, es geht ihm mit der Schule eine helle Freude auf, wenn es in Gemeinschaft mit seinen Gespielen alle diese bekannten Gegenstände wieder auffindet, baut und zusammensetzt, wie seine Hölzchen und Brettchen im Spiele. So gilt auch gleich Anlage, Gemüth, Lebensverhältniß, Erziehung etwas: es giebt sich das eigenthümliche Leben des Kindes kund, und so erst kann sich auch der Erfolg und der Segen einer guten Erziehung und bildender Verhältnisse bemerklich machen. So allein wird die Schule von Anfang an praktisch und eine Bildung fürs Leben. Von diesem Standpuncte aus ergiebt es sich von selbst, daß die Lautbestandtheile und der Ton des Wortes hinter der allgemeinen Bezeichnung und dem Begriffe desselben zurückstehen müssen; obgleich auch das nicht schwer hält, nach und nach die auf das Einzelne gerichtete Aufmerksamkeit des Kindes und seinen wachsenden Fleiß auf die Genauigkeit in den äußern Bezeichnungen und Formen zu lenken. So wie aber die Anknüpfung an das Leben und das im Kinde Lebendige Hauptaufgabe der Schule bleibt, so muß sich die Schule zur Erreichung ihres Zweckes auch der Mittel bedienen, mit denen die Entwickelung des Kindes beginnt, die ihm

heimlich und vertraut sind, und an sein Herz sprechen: es muß mit einem Worte in der Schule die Sprache wieder finden, mit welcher die Mutter zu ihm spricht, und in welcher es bisher die Welt seiner Umgebung kennen und benennen gelernt hat. Es ist anfangs sehr gleichgültig, ob das Kind Hus oder Haus, Stuel oder Stuhl, Sträß oder Straße sage; genug, wenn es weiß, was mit den Benennungen bezeichnet wird. So ist die Auffassung der Sache immer das Wesentliche und der Hauptzweck des Schulunterrichtes; und erst, wie die Masse der Vorstellungen sich scheidet und ordnet, tritt auch die Form in immer größerer Bedeutung auf, und wird nach und nach, damit der Begriff sich nicht in flüchtiger, unbestimmter Allgemeinheit halte, eben auch zur geistigen Zubehör und ein wesentliches Erforderniß. Dieses aber ist ein untergeordnetes und gleichwohl genugsam erreichbares Ziel der Schule, das Kind in die Formen der hochdeutschen Sprache einzuführen, indem Belehrung und Erkenntniß nicht nur nicht an dieses Mittel gebunden sind, sondern häufig dadurch Abbruch erleiden. Denn das Kind wird nur dann in der Schule sich durch häusliche Anmuth und Freundlichkeit angesprochen finden, wenn der Lehrer in der Mundart des Volkes zu ihm spricht. Das Kind muß die Mitgabe des Elternhauses in der Schule erproben und bewähren: daher soll der Verkehr wo möglich so leicht, einfach und vertraulich sein, wie daheim.

Man wendet freilich insgemein ein, daß die Rechtschreibung die hochdeutsche Sprache und den ganzen, wohlgeordneten Satz erfordere: allein durch das Lesen und Schreiben giebt sich die Unterscheidung der hochdeutschen Form um so leichter, da es mehr Sache des Gedächtnisses und der Anlernung ist. Nachdem einmal die hochdeutsche Sprachform nicht unmittelbare Muttersprache ist, so daß der Schweizer genöthiget wird, dieselbe zum Theil wie eine fremde Sprache zu erlernen, so thue man dem Kinde auch nicht den unnöthigen Zwang an, dasselbe in eine fremde und künstliche Form zu bannen, welche sich mit dem täglichen Leben weder verweben kann noch soll. Denn wir haben oben gesehen, daß die schweizerische Mundart an der Erlernung eines richtigen Gebrauches der Schriftsprache nicht hindert, sondern für die hochdeutsche Rechtschreibung vielfach nachhilft.

Wir reden hier übrigens nur von den Volks- und Bürgerschulen; daß dagegen an höhern wissenschaftlichen Anstalten diejenige Sprache ausschließend herrsche, die durch ihre Begriffsentwickelung allein zum Organe der Wissenschaft befähigt ist, setzen wir als ausgemacht voraus: um so bestimmter aber halten wir darauf, daß diejenige Sprache, welche den leichtesten und natürlichsten Ausdruck für den ganzen Umfang ihres Bereiches darbietet, geehrt und festgehalten werde. Denn gerade diejenigen Schulen sprechen am überzeugendsten für die

Beibehaltung der schweizerischen Mundart in der Volksschule, wo das Hochdeutsche geübt und gefordert wird. Der ganze Verkehr nämlich zwischen Lehrern und Kindern erhält etwas Steifes, Kahles und Ungemüthliches; in der formellen Umständlichkeit geht die unbefangene Kindlichkeit verloren; das innerlich Gestaltete kommt nicht unmittelbar vom Herzen weg, sondern muß erst gemodelt und zugerichtet werden; das Schauen, Fühlen und Denken wird etwas Gemachtes und Künstliches und daher so häufig das einfachste Wissen zur pedantischen Schulweisheit. Wer Gelegenheit gehabt, solche hochdeutsche Schulen zu sehen, wird leicht bemerkt haben, daß die Antworten eintönig und manierirt gegeben werden, daß dieselben das Gepräge des mühsam Bedachten, statt des frischen, blitzschnellen Einfalles jugendlicher Lebhaftigkeit an sich tragen: und so hat man mit allem Streben nach einer schönen Sprache statt einer lebendig und seelenvoll sprechenden, eine geistlos und schleppend singende Schule. Denn wo hört man je bei dem Kinde, das sich in freier Natürlichkeit ausläßt, jenen unerträglichen Schulton? Er stellt sich aber immer ein, wo vornämlich auf das Formelle der Sprache und der Betonung hingearbeitet wird, und wo man sich auf das sogenannte Schönlesen etwas zu Gute thut. Alles Künstliche, die ganze sogenannte ästhetische Bildung gehört nicht in die Volksschule, weil das Kind in diesem Alter noch keine Emp-

fänglichkeit dafür hat: daher ist auch all das Deklamieren und Rednern in der Schule etwas durchaus Verkehrtes, worüber der gesunde Sinn des Volkes sein entschiedenes Urtheil hat. Die Volksschule hat sich nur an die einfach vorliegende Wahrheit, an das schlichte Dasein in Natur und Gemüthswelt zu halten, diese werde so wenig gesucht und kostbar als möglich zum Bewußtsein und zur Erkenntniß gebracht, ohne daß man sich in der Abglättung der Form spiegle. Denn nichts ist am Kinde so störend, als wenn es schön thut und schön rednert und mit angelernten Phrasen das Flügelkleid seiner Kindlichkeit versehrt, statt daß die Natur und das Gemüth aus ihm herausplaudert. Das aber ist nur möglich in der heimlichen, kunstlosen Muttersprache: diese allein läßt allem kindlichen Scherz und aller lebensfrohen Schalkhaftigkeit ein freies Spiel. Mit der Verbannung der Mundart aus der Schule ist auch herzliche Munterkeit, Scherz und Witz verbannt, der im Kindesmunde beim freien Spiel der Antworten so wohl läßt. Das Kind hat oft seine treffenden Vergleichungen und Combinationen, seine augenblicklichen guten Einfälle, welche ihm durchaus abgeschnitten sind, wenn es seiner Zunge nicht den gewohnten Lauf lassen kann. Manche feine Bemerkung, mancher tiefere Gemüthsblitz, welcher nur aufleuchtet, wo das Kind völlig frei in seinem Elemente athmet, wird durch den Zwang der hochdeutschen Sprache

erstickt. Die Störung der Disciplin ist durch eine gewisse zwanglose Vertraulichkeit in der Schule nicht zu fürchten, indem eben geistige Regsamkeit und lebendige Thätigkeit am beßten vor Zerstreuung bewahrt und zusammenhält.

Wenn aber dennoch von der Schule erwartet werden muß, daß sie den Grund zur Kenntniß und Fertigkeit in der hochdeutschen Sprache lege, so muß sie auch die erforderliche Gelegenheit zu dieser Erlernung darbieten. Dieser Zweck kann unschwer erreicht werden, indem Mundart und Schriftsprache neben einander laufen. Ohnehin bringt ja alles Gelesene und Geschriebene die hochdeutsche Sprache mit sich, wobei denn darauf gehalten werden muß, daß jedenfalls eine reine Aussprache der Vocale statt finde; dagegen ist es wieder etwas Ungehöriges, die obersächsische Aussprache der Consonanten in den Mund des Volkes verpflanzen zu wollen; denn bei der Schwierigkeit, welche das Organ darbietet, klingt Solches nicht nur nicht schön, sondern affektirt und albern. Allein wenn wir annehmen, daß, wo es sich um den Gedankenausdruck, um die selbstthätige und lebendige Hervorbringung des Innern handelt, vornämlich also bei den sogenannten Verstandesfragen, den abgefragten Auflösungen und Erklärungen, die Volksmundart ihr geistiges Recht behaupte, so hat gleichwohl die hochdeutsche Sprechübung daneben ihr ausgemitteltes Feld. Wenn

es sich nämlich um Nacherzählung, besonders geschichtlicher Lesestücke handelte — eine Übung, welche in der Schule neben dem Abfragen und Erklären nicht fehlen darf, — so wird mit besonderm Erfolg sowohl die Mundart als die Schriftsprache in Anwendung gebracht werden können. Jene nämlich, um zu erfahren, ob das Gelesene verstanden worden und daher in die Sprache des gewöhnlichen Lebens umgesetzt werden kann; diese dagegen, um alles Gegebene und Gedachte in der hochdeutschen Sprachform so zu gestalten, daß es für ein deutsches Ohr verständlich sei, wohl laute, und wie gesprochen, so auch geschrieben werden könne. Diese Übersetzung aus der Schriftsprache in die Mundart und umgekehrt ist ein vorzüglicher geistiger Prüfstein, und wenn die Volksschule diese Übung unterläßt, so begiebt sie sich eines sehr wirksamen Bildungsmittels für die Klarheit der Anschauungen und für die Aufhellung und Bestimmung der Begriffe. Zudem werden auch alle mündlichen und schriftlichen Beispiele in hochdeutscher Sprache gegeben. So kann die Schule vollkommen geeignet sein, den Grund für die Ausbildung und den freien Gebrauch der Schriftsprache zu legen, während die Sprache des Volkes als Träger der freien Mittheilung festgehalten wird. So verhält es sich auch in den meisten Schulen. Allein in neuerer Zeit haben sich viele Lehrer der Schweiz aus irriger Ansicht über Grundlage und Zweck des

Sprachunterrichtes verleiten lassen, die Volkssprache zu verschmähen: daher wir auch hier über diesen Gegenstand eintreten zu sollen geglaubt: nicht um den Schulunterricht dadurch zu berichtigen, sondern vielmehr um einige Ansichten über die Erfordernisse der Schule aus dem Standpunkte der Bildung für das Leben überhaupt und des Sprachunterrichtes insbesondere an die Hand zu geben.

Was von dem Schulunterrichte bemerkt worden, gilt auch von dem Religionsunterrichte der Jugend. Auch hier ist es von Werth und Erfolg, wenn der Geistliche von der Volkssprache ausgeht, und mit dieser und durch diese auf sein Gebiet hinüber führt. Der Unterricht gewinnt dadurch nicht nur an Klarheit und Verständlichkeit, sondern auch an Innigkeit und Eindringlichkeit. Zudem steht es ihm ja bei höherer Erhebung des Gemüthes jeden Augenblick frei, in die Schriftsprache hinüberzugreifen, ohne daß dieser Wechsel störend würde. Wir verstehen indessen dabei zunächst den Jugendunterricht im Lehrzimmer; obgleich die Kinderlehre in der Kirche die Mundart nicht ausschließt, sondern häufig ebenfalls eine ansprechende und wirksame Anwendung zuläßt. Der zusammenhängende Vortrag dagegen erfordert ausschließend die Sprache der Bibel. Hinwieder aber ist es, außer bei einem völlig auserlesenen Publikum, wie es sich indessen aus lauter oder größtentheils gebildeten Zuhörern kaum irgendwo

in der Schweiz abgesondert zusammen findet, unpassend, ein ganz purificirtes Hochdeutsch auf die Kanzel bringen zu wollen. Denn die Erbauung Suchenden verlangen solches nicht; für die neugierigen Kirchgänger aber, welche schön unterhalten sein wollen, lohnt sich solch ein Kunstaufwand der Mühe nicht, so wie es dem Ernste der Aufgabe Eintrag thut, solch eine Kirchenmusik aufzuführen. Die Wohlredenheit und die Sprachgewalt aber bestehen in etwas ganz Anderem, als in diesem der Predigt nicht unmittelbar zugehörigen Wohllaute der Aussprache: daher denn auch freilich ein reiferer Takt diese Mitgabe der akademischen Jahre bald abstreift.

V.

Das Verhältniß der schweizerischen Mundart zum gesellschaftlichen Leben und zur Nationalität.

In den meisten Gegenden Deutschlands befleißen sich die gebildeten Familien im häuslichen Kreise einer mehr oder weniger reinen Schriftsprache. Nicht so in der Schweiz. Hier wird nirgends, auch in den gebildetesten und vornehmsten Häusern nicht, hochdeutsch gesprochen; außer wenn zufällig längerer Aufenthalt in der Fremde und von früher Jugend an den Mann der heimatlichen Mundart entfremdet hat. Viel seltener erhält eine Deutsche als Hausfrau in der Schweiz ihre Sprache aufrecht; und wenn es auch längere Zeit geschah, so ziehen am Ende die Kinder sie zur Volkssprache hinüber. Auch die Knaben und selbst die Studierenden, denen Schulen und Collegien die hochdeutsche Sprache angewöhnen, entledigen sich derselben, so wie sie die Lehrsääle verlassen. Die Deutschen freilich meinen, das sei eben nur eine schlimme Gewohnheit und ein Rückstand in der Bildung, und es wer-

den sich die Gebildeten allmählig der gemeinen Redeweise begeben, wie es in Deutschland auch geschah. Doch die bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse in Deutschland sind von denen in der Schweiz so wesentlich verschieden, daß daraus für letztere keine Folgerung auf einen ähnlichen Verlauf in Beziehung auf gesellschaftliche Umgangssprache zu ziehen ist. Denn, auch davon abgesehen, daß keine deutsche Mundart nach ursprünglicher Eigenthümlichkeit und historischer Bedeutung sich gleicher Vortheile rühmen kann, wie die schweizerische, waltete in Deutschland immer das Streben vor, daß ein Stand über den andern sich erheben wollte. Indem daher der Adel sich die französische Sprache als vornehmeres Standesmerkmal ausersah, stellte sich der gebildete Mittelstand durch die Büchersprache über den gemeinen Mann. In der Schweiz hingegen konnte sich in Folge der bürgerlichen Verhältnisse solch ein Ständeunterschied nicht in gleichem Grade geltend machen, indem sich trotz ausländischer Einflüsse doch immer eine Art patriarchalischen Lebens erhielt, das auch den Höhergestellten einem vertraulichen und gemüthlichen Verhältnisse mit den Untergeordneten nicht entzog. So allgemein daher früher schon die französische Sprache in der Schweiz sich verbreitet hatte, so war sie doch vielmehr Mittel der Repräsentation und des guten Tones, als daß sie sich zur geselligen und häuslichen Umgangssprache hätte erheben können: denn

man fühlte gar kein Verlangen, in den engern und weitern Kreisen einer andern Redeweise sich zu bedienen, als welche allem Volke bekannt war. Wir haben oben auf den Charakter der Umgangs- und Unterhaltungssprache aufmerksam gemacht und finden in den dort auseinander gesetzten Gründen hinlängliche Sicherheit für fortwährende Beibehaltung der Mundart, nachdem wir zugleich gesehen haben, daß diese die Erlangung einer guten Schriftsprache nicht hindert.

Ohne anders müßte die Sprache des häuslichen Lebens durch Vertauschung mit der hochdeutschen Schriftsprache an schlichter Einfalt und Unbefangenheit verlieren. Und selbst wenn der Charakter der frühern Mundart bei der wirklichen Annahme der Schriftsprache sich gleichwohl noch bemerklich machte und manche Formen erhielte, so wäre doch überhaupt schon der Versuch unpassend und störend, eine Veränderung wünschen und hervorrufen zu wollen, welche nicht im Bedürfnisse des Volkes liegt und von Innen heraus sich geltend macht. Haben wir nur das im Auge, daß Gesinnung und Gemüth die Sprache des häuslichen und geselligen Lebens adle, ohne einen zu ganz andern Zwecke ausgebildeten Wohllaut für den täglichen Gebrauch aufzubieten. Denn selbst Gegenstände aus dem höhern Gebiete des Denkens gewinnen im Gewande der Volkssprache eine anziehende Originalität, indem das sonst in abstrakter, wissenschaftlicher Form Erschei-

nende dadurch anschaulicher und dem gemeinen Verständnisse näher gerückt wird. Es bedarf freilich eben dazu einer gewissen Gewandtheit und Kühnheit, um Gegenstände der Wissenschaft in diese alltägliche Sprache überzutragen: aber es ist auch ein, wenn nicht nothwendiger, doch erfreulicher Prüfstein eines durchdrungenen, hineingelebten Wissens. Besonders aber gewinnt die Sprache des frommen Gefühls in der Mundart einen Ausdruck der Innigkeit und Wahrhaftigkeit, der um so mehr an die Seele spricht, je weniger irgend eine formelle Zuthat den reinen Ausdruck des Gemüthes verbrämt. Denn in einer kindlichen, kunstlosen Sprache gestaltet sich eine ergriffene Stimmung und die innere Erhebung um so bewegender und rührender. Überhaupt hält sich die schmucklose, nur zur einfachen Bezeichnung des Vorliegenden, Unmittelbaren, Wirklichen und Nothwendigen ausgeprägte Volkssprache der Natur und der Wahrheit näher: es bildet sich in derselben keine schöne Phraseologie aus, die als bereit stehende Form zu einladender Verzierung und herausstellender Verallgemeinerung sich hingiebt; sondern die Volkssprache selbst setzt dem Prunk und der Wichtigthuerei eine gewisse züchtige Sprödigkeit und Nüchternheit entgegen, welche der selbstgefälligen, luftigen Rede immerhin einigen Zwang anthun.

Wohl mag die einfache Volkssprache dazu beitragen, daß die Sprache des geselligen Umganges in

der Schweiz eine schlichtere und natürlichere ist, als häufig in Deutschland, wo zumal der Conversationston der Weltleute sprachlich wie logisch oft so unrichtig und leer ist, so lakaienmäßig höflich und umständlich, daß unser armes Schweizerdeutsch viel zu ungelenk wäre, um alle diese Begriffsumstellungen und Personenverkehrungen, Entschuldigungen und monstrosen Betittelungen in sich aufzunehmen. Wenn sich freilich nicht in Abrede stellen läßt, daß dagegen der schweizerische Gesellschaftston an einer gewissen Trockenheit und Befangenheit leidet, so kommt dagegen jene theatralische Repräsentation, das Effektmachen, der poetische Mischmasch sentimentaler Ergüsse, die Kunst- und Gelehrten-Rednerei auch um so weniger vor; während die verständige Nüchternheit einer bescheidenen Bürgerlichkeit, so wie das Selbstgefühl und die sichere Überschauung und Beherrschung des kleinen Gebietes, über welches man nicht hinaus verlangt, sich klar und bestimmt ausspricht und in anspruchloser Aufrichtigkeit und Gediegenheit sich kund giebt. Diese Herausstellung der gesellschaftlichen Sprache vieler Kreise in Deutschland darf übrigens nicht etwa dem schweizerischen Gegensatze beigemessen werden, sondern ist nur die Wiederholung deutschen Urtheils, *) welchem übrigens ein

*) S. u. a. Th. Mundt in s. vorzüglichen Buche „Kunst der deutschen Prosa“ Berlin 1837, wo er in dem Abschnitte „die Prosa der deutschen Conversation“ S. 68 — 103 diesen Gegenstand behandelt.

Theil der städtischen Conversation in der Schweiz gleichermaßen anheimzufallen droht.

Wie es nämlich eine Zeit gegeben, da sich die Deutschen vor andern Nationen ihres guten, ehrlichen Deutsch geschämt haben, und wie noch Leibnitz, der doch nach langer Zeit zuerst wieder der deutschen Sprache das Wort redet, meinen konnte, daß sie nur für das gut sei „so mit den fünff Sinnen zu begreiffen, und auch dem gemeinen Manne fürkommt“: — so ist es auch natürlich, daß sie sich unter sich ihrer Mundart schämten. Bei diesem kritischen Gefühle sind nun eben auch die Schweizer angelangt und wissen häufig nicht, wie sie sich mit ihrer alten Schweizersprache gebärden sollen. Denn jedes gar Individuelle hat das Gepräge des Engen und Beschränkten und wird leicht mit Geringschätzung angesehen. Allein dieser Partikularismus, diese Absonderung und Zurückgezogenheit von dem Streben der Verallgemeinerung liegt eben im Wesen der schweizerischen Zustände. Denn während im übrigen Deutschland sich die Fürstenmacht und der Ständeunterschied ausgebildet, hat die Schweiz für die uralt hergebrachten Gau- und Gemeindefreiheiten gewacht und gekämpft. Es war immer nur das erhaltende Princip, welches sich hier geltend machte, nicht das zerstörende und erobernde, und daher ist es auch die Schweiz vorzugsweise, welche Deutschland die lebendigen Denkmäler des altdeutschen Rechtszustandes

und vieler anderswo erloschenen Sitten und Gebräuche erhält. Es giebt folglich keine größere Verkennung des schweizerischen Grundcharakters, als den Schweizern zuzumuthen, daß sie nach allgemeinen Ideen ihre Staats- und bürgerlichen Verhältnisse gleichsam von Neuem constituiren und reorganisiren; während dieselben eben in dem Vortheile sind, die ursprünglichen, aus dem deutschen Wesen hervorgegangenen und demselben angemessenen Verhältnisse festgehalten zu haben und ferner festhalten zu können, welche eine natürliche, allmählige und gesunde innere Entwickelung und Fortbildung nicht nur möglich machen, sondern hervorrufen: so daß auch jeder stürmische, von Außen kommende und durch äußere Beweggründe veranlaßte Reformversuch eine Verletzung des Principes schweizerischer Nationalität ist.

Das läßt sich auch auf die Sprache anwenden. Denn der Kern der schweizerischen Mundart ist keineswegs ein verdorbenes Idiom, das im Laufe der Zeit die lebendige Flüssigkeit und Bildungsfähigkeit verloren und in eine entartete Form erstarret wäre; sondern die schweizerische Volkssprache hat ihre ursprünglichen Laut- und Bildungsverhältnisse bewahrt, und ist nur dadurch zurückgekommen, daß sie zum Theile durch äußere Veranlaßung in ihrem Bildungsprozesse stehen geblieben und sich zur Nothdurft der mündlichen Mittheilung zusammengezogen hat. Wie sich also in ge-

wissem Sinne sagen läßt, daß sich das ursprünglich deutsche Wesen in der Schweiz in mehrern Beziehungen am unversehrtesten unter allen deutschen Stämmen erhalten hat, so auch die Sprache: beides aber hängt mit einander zusammen. Denn Volksleben und Volkssitte ist bemüht, in der Sprache alle ihre Farben und Schattierungen zu übereinstimmenden Gegenbildern auszuarbeiten, während hingegen die Sprache ebenfalls wieder ein rückwirkendes, nachhaltiges und zähes Band für die Volkssitte ist. In dieser Beziehung wäre daher ein Centralisationsversuch ein Zerstörungsversuch, der mit der Sprachmannigfaltigkeit auch die charakteristische Mannigfaltigkeit der Sittenzüge unwiederbringlich auslöschen müßte. Wer aber, der Natürlichkeit genug bewahrt, um Sinn für volksthümliche Art zu haben, betrachtet nicht mit Wohlgefallen die wohl umschriebenen, in sich geschlossenen Volkscharaktere der Schweiz, wo ein geübtes Auge schon in der äußern Erscheinung des Menschenschlages nicht nur den Kanton, sondern wohl auch den Bezirk unterscheidet, oder doch sogleich an der Mundart erkennt.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, uns über den Charakter und die Verschiedenheit, so wie über den verhältnißmäßigen Werth der verschiedenen schweizerischen Mundarten einzulassen; welches dem wissenschaftlichen Sprachgebiete angehört, während wir hier nur die nationelle Bedeutung aufzufassen haben. Allein

von dieser Seite betrachtet hat die Mannigfaltigkeit der schweizerischen Mundarten einen höchst bedeutenden und anziehenden Werth, indem dieselben stets nur das hervorstechende, sprechende Merkmal einer das gesammte Volksleben umfassenden und bezeichnenden Charaktereigenthümlichkeit sind. Denn hat das Auge aus der äußern Erscheinung den Gaucharakter nicht herausgefunden, so vermag es doch sehr bald das Ohr; und so gerne das Auge auf den mannigfaltigen Schweizertrachten verweilt, so giebt uns doch die Mundart ein noch viel eigenthümlicheres und seelenvolleres Charakterbild der besondern Landesart und zieht die Verhältnisse, unter denen sich diese verschiedenen Eigenthümlichkeiten ausgebildet haben, gleichsam in einen Rahmen zusammen. Es bildet daher bei den zahlreichen schweizerischen Gesellschaften für Wissenschaft und Kunst, für Gemeinnützigkeit und vaterländische Volksfeste das bunte Spiel der Mundarten merkwürdige Scheidungen, so wie auch wieder gegenseitige Anziehungen. Diese Volksspielarten, weit entfernt zu trennen, rufen vielmehr durch die lokale Sonderung hindurch das Streben nach einer allgemeinen nationalen Vereinigung um so entschiedener hervor, als das Gefühl der individuellen Bedeutsamkeit den Werth des Beitrages zum Allgemeinen und Ganzen erhöht.

Alle Schönheit in der Natur so wie alle geistige Bedeutsamkeit beruht auf der freien Entwickelung des

Einzelnen und auf der Mannigfaltigkeit wohlgeordneter Gestaltungen; und ein Volk gelangt auch nur dann zu einer gedeihlichen nationalen Entwickelung, wenn es recht von Grund aus dem Bildungsdrange aller seiner Kräfte ein Genüge thun kann, und wenn man also auch der Macht der lokalen und heimatlichen Einflüsse ihren Spielraum und ihr Recht gestattet. Denn je mehr besondere Beziehungen den Menschen an seine Wohnstätte binden, desto empfänglicher wird sein Gemüth, desto inniger schließt er sich an das einmal lieb Gewordene an, desto mehr entwickelt sich auch eine eigenthümliche und selbstthätige Richtung und Thätigkeit des Geistes, welche nach besondern Mitteln der Darstellung und des Ausdruckes verlangt. Wie wir es also gar gerne leiden, daß Land und Klima dem Menschen ein ganz individuelles Gepräge aufdrücken und mit diesem in der Menschengestalt uns lieber befriedigen, als mit einem noch so wohlgeformten Ideale; so führt uns auch die individuelle Lautgestaltung, als das Abbild der geistigen Eigenthümlichkeit des Einzelnmenschen, tiefer in die Seele desselben hinein; er ist uns dadurch näher und vertraulicher, in der von der unsrigen abweichenden Lautgestalt haben wir sogleich einen ansprechenden Gegensatz, der uns anregt, und unser Interesse, Neues zu schauen und zu lernen, in Anspruch nimmt. Wie traurig dagegen, wo ein Volk weder in Sitten noch Gebräuchen, weder in Volksspie-

len noch Festen, weder in Kunst noch Sprache Eigenthümliches erhalten hat, und wo vor der ertödtenden Form des Auferlegten die aus dem Innern quellenden Blüthenknospen abgestreift worden sind. Denn die Vaterlandsliebe beruht nicht auf einer allgemeinen Idee und kann in derselben keine Befriedigung erlangen; sondern es muß jedes Glied einer Nation ein Besonderes lieben, das durch das Allgemeine seine Sicherung und höhere Bedeutung findet. So mag denn auch das Volksleben, so wie Berg und Thal, Fluß und See, Feld und Wald es mit sich bringt, seine eigenwilligen Sprachlaute und Bezeichnungen hervortreiben, und diese sich sogar familienweise schattieren: das gesammte geistige Leben einer Nation gewinnt dadurch nur einen um so reichern Bildungsstoff und erfrischt sich immer wieder an diesen besondern Quellen der Nationaleigenthümlichkeit. So beruht gerade auf der Pflege der individuellen Zweige im Volksleben die Zähigkeit und Dauer der Entwickelung schweizerischer Nationalität.

Wenn daher so häufig über einen engen Kantonalgeist geklagt wird, so ist man gewöhnlich mit sich selbst nicht im Klaren; indem die Klage hauptsächlich darauf sich gründet, daß die Entwickelung des Nationalgefühles eine so langsame ist, daß die Interessen und Ideen sich noch immer in engere lokale Grenzen gebannt finden. Allein in diesen Kreisen treibt der vaterländ-

ische Sinn so reiche Keime geistigen Lebens, durchdringt das Volk so vielseitig mit neuen Hülfsmitteln zu geistigem Fortschritt, daß wir, statt über diese Befangenheit zu klagen, vielmehr abwarten wollen, daß der Eifer für diese engere Nationalentwickelung sich erschöpfe und sich selbst nicht mehr genüge, statt unreife Auswüchse ins Weite und Breite zu verlangen, welche weder aus der Gesinnung des Volkes hervorgehen, noch derselben sich zu bemächtigen vermögen. Bisher beruhte alle Kraft und geistige Bedeutsamkeit der Schweiz auf der Unabhängigkeit und der selbständigen Entwickelung der einzelnen Landschaften und Gebiete, und die jedesmalige Gemeinsamkeit und Zusammenwirkung war weniger ein Ergebniß des Bundesvertrages als der vaterländischen freiwilligen Theilnahme für bedrohte Miteidgenossen. Wo die Ehre des Kantons vor Allem und zunächst noch fruchtbringend in den Herzen der Bürger lebt, und in diesem Kreise zu vielfachen freiwilligen Opfern ermuntert, während die Idee der Centralität noch nicht thatkräftig in das Volk eingreift und den vorhandenen Kräften einen lebendigen Mittelpunkt zu geben und somit dieselben zu verstärken vermöchte: beeile man sich nicht, sich Quellen abzuschneiden, für welche kein Ersatz sich zeigen will. Die Schweiz kann weder unter diesen noch jenen Verhältnissen zu einer bedeutenden Macht nach Aussen gelangen und ein Gewicht in die Wagschale der großen europäischen

Verhältnisse legen; ihre Stärke beruht vielmehr stets auf der Ausbildung ihrer innern Kräfte, und in diesen erst finden auch die äußern Institutionen ihren Halt und Schwerpunkt. Zur Erhaltung der innern und äußern Selbständigkeit gehört auch die Erhaltung der eigenthümlichen Elemente des Volkslebens, und so mittelbar auch diejenige der Volkssprache.

Denn indem wir durch die Schriftsprache alle geistigen Bestrebungen und Fortschritte mit Deutschland theilen, wahrt die Mundart die volksthümliche Gränze und gewährt uns die gehörige Umschlossenheit. Daß wir damit im Besitze eines minder schönen und ausgebildeten Organes sind, ist von geringerer Bedeutung, als daß es uns den freien Spielraum lasse, alles zu sagen, was und wie wir es wünschen. Den Charakter der Gemeinheit aber, wie oft die Deutschen meinen, den dürfen wir der schweizerischen Mundart nicht aufbürden lassen: denn wenn auch nachläßig und ohne geschlossene Regel bewahrt sie gerade dadurch, daß sie zugleich Sprache der Gebildeten ist, eine Empfänglichkeit für den Ausdruck alles Schönen und Zarten und eine Leichtigkeit des Hinübergreifens in das Gebiet der Schriftsprache, daß kein Schweizer auf dem Boden der Volkssprache sich so beengt finden muß, um nicht den bezeichnenden sowohl als edlen Ausdruck in dieselbe übertragen und hineinlegen zu können. Allerdings würde es oft leichter sein, über

Gegenstände, welche durch die Schriftsprache uns überliefert sind, in der Schriftsprache sich auszudrücken; es ist daher diese auch das gewöhnliche Mittel der Mittheilung über wissenschaftliche Gegenstände, obgleich die Übertragung in die Mundart und die freie Behandlung in derselben eine geistige Gewandtheit und populäre Auffassung beweist, wodurch die Sache selbst nur gewinnen kann. Denn wenn allerdings zugegeben werden muß, daß die Ideen in der Schweiz häufig des wissenschaftlichen Gehaltes entbehren, so findet sich dagegen der Übelstand selten, der in Deutschland häufig ist, daß der Gebildete vor lauter Gelehrsamkeit sich dem gemeinen Manne gar nicht verständlich machen, und somit seiner Wirksamkeit gar nicht die breite, volksthümliche Grundlage geben kann, wie das z. B. bei den Franzosen der Fall ist, wo die größere praktische Richtung eine Idee auch sogleich mitten in das Volksleben hineinstellt. Gerade in dieser Beziehung steht daher der Schweizer in dem bedeutenden Vortheile, daß er durch die Sprache des gemeinen Lebens allen Empfänglichen im Volke mit jedem lebenskräftigen, gemeinnützigen Gedanken näher steht: daher denn auch in der Schweiz eine so ausgebreitete Theilnahme an höhern geistigen Interessen, welche sich auch auf kleinere Gewerbsleute und Handwerker erstreckt, wie Solches in Deutschland nur ausnahmsweise der Fall ist, — nicht weil es an Empfänglichkeit fehlt, sondern

weil die gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt die arbeitende Classe von den sogenannten höhern und gebildeten Ständen ferne halten.

Obgleich wir also eine gewisse Verflachung der Wissenschaft, und eine gewisse Scheu vor genialer Tiefe beim Schweizer nicht in Abrede stellen können, finden wir doch darin Ersatz, daß ein freierer gegenseitiger Umgang aller Classen an Geist und Interesse gewinnt und somit ein allgemeineres Verständniß das Land durchzieht und umfaßt. Wer aber glauben wollte, daß bedeutende Persönlichkeiten durch diese Gleichstellung mit allem Volke verlieren, der würde sich sehr irren. Denn gerade bei den entschiedensten schweizerischen Individualitäten, die an Geist und Vielseitigkeit sich eben so sehr auszeichnen, als durch Ehrung und Festhaltung schweizerischen Nationalcharakters, wie z. B. bei Zellweger, Sidler, Nägeli ꝛc., sehen wir, wie ihre mündliche Mittheilung durch die Mundart eine besondere Sinnigkeit, Anschaulichkeit und reine Natürlichkeit gewinnt, wie die Schriftsprache dessen kaum fähig wäre. Daher lassen es sich auch lange entfernte, oder im Auslande lebende Schweizer, je gebildeter sie sind, desto angelegener sein, im Umgange mit Landsleuten die Sprache der Heimat bei der Hand zu haben, und nicht ohne Grund glaubt man, in der vornehmen oder prüden Abweisung des vaterländischen Ausdruckes eine leichte Oberflächlichkeit zu sehen,

die mehr nach dem äußern Scheine, als nach freier, freundlicher Mittheilung verlangt.

Allein wir hören in der Schweiz die Mundart nicht nur im Privatumgange, sondern auch in öffentlichen Versammlungen, im Rathe und vor Gericht; und wenn die Deutschen uns unsere Volkssprache mit dem Volke, im Hause und unter Freunden gerne zugeben, so bezeichnen sie dagegen den Gebrauch der Volkssprache im öffentlichen Leben als einen Übelstand und bisweilen als eine Abgeschmacktheit. Wir haben also die Gränzen auszumitteln, welche etwa der Mundart zu stecken sein möchten. Wir gehen auch da von dem Grundsatze aus, daß wenn der Schweizer mit Schweizern spricht, er weniger auf die äußerlich schöne und ausgebildete Form, als auf das Bezeichnende und Eingängliche der Sprache zu schauen hat. Giebt ihm also die Mundart das Mittel an die Hand, in Volksversammlungen, Großrathssitzungen u. s. w. sich am Beßten verständlich zu machen, die Gemüther anzuziehen und sich mitten in ihren Gedankenkreis hinein zu versetzen, kurz und rasch zum Ziele zu kommen, mit dem Volksworte zu überraschen und zu schlagen: so ist dann dieses auch die vorzüglichste und anwendbarste Sprache, die er ohne Bedenken und nach Herzenslust gebraucht. Allein der Redner kann in den Fall kommen, nur einleitend und anspinnend sich der Mundart wohl bedienen zu können; dann aber könnte derselben

für den Ernst des weitern Gedankenganges sowohl der Ausdruck als die rhetorische Würde fehlen und so der Redner genöthigt werden, in der Schriftsprache fortzufahren. Da mag es sich nun ergeben, daß in einer Versammlung, welche irgend einen feierlichen Charakter an sich tragen soll, und wo die Wichtigkeit des zu behandelnden Gegenstandes eine höhere Haltung erfordert, eine solche Mischung der Sprache ein störender Übelstand wäre; während hingegen bei kleinern Vereinen und Versammlungen, bei Gemeinden, Lokalangelegenheiten, einleitenden Besprechungen sich jedesmal der zunächst liegende und auf die Fassungskraft und die Gemüthsstimmung berechnete Ton am beßten anschlagen läßt. Denn so wie es Unkultur beweist, sich bei wichtigern Angelegenheiten nicht über die Sprache des gemeinen Lebens erheben zu können, so läßt es auf der andern Seite steif, auch bei den geringsten Dingen und Bemerkungen nicht aus dem Prunkgewande der Büchersprache heraus zu kommen.

Daß die schweizerische Mundart ferner auch bei ganz großen Volksversammlungen, welche die menschliche Stimme kaum mehr zu umfassen vermag, statt haben könne, hat sich durch einzelne Beispiele hinlänglich bewiesen, wobei sowohl rednerischer Glanz als Lautfülle der Stimme eine volle Entfaltung erlaubten. Namentlich hat H. G. Nägeli bei der großen Volksversammlung zu Wiedikon bei Zürich, im Sommer

1836, mit der ihm eigenthümlichen Sprachgewalt und Genialität den rednerischen Reichthum der schweizerischen Mundart entwickelt, und dem Vaterlande in den eigensten Tönen einen herrlichen Lobgesang gesungen; wobei die Kunst des Redners das scharfe Hervortreten der kurzen und gestutzten Wörter zu mildern, so wie durch die Heraushebung der mundartlichen Lautfülle sich deutlich und vernehmlich zu machen verstand. — Enge verbunden mit der Wurzel und der Pflege schweizerischer Nationalität ist auch die Volksberedtsamkeit, welche sich in den letzten Jahren schnell und allgemein in nicht unbedeutendem Grade ausgebildet hat. Aber ein besonderer Vorzug derselben ist, daß sie nicht nach der Studierstube, der Schule und den Büchern schmeckt, sondern eine Frucht des gesteigerten Volkslebens und der vielfachen Besprechungen der vaterländischen Angelegenheiten ist. Daß freilich in der Zeit politischer Aufregung viel Unnützes gesprochen und in ekelhafter Wiederholung abgedroschen wurde, war wohl nicht anders zu erwarten. Allein jene allgemeine Bewegung diente gleichwohl zur Bildung des Talentes; und die Bestrebungen des schweizerischen Volksredners mußten um so eher Erfolg haben, als seine Rede sich an der Denkweise und Sprache des Volkes heranbildete, und in dem Grade bedeutsam und nachhaltig war, wiefern das Wesen und Bedürfniß, so wie der Ausdruck schweizerischer Nationalität sich darin spiegelte.

Wenn wir daher in dieser Beziehung die schulgelehrten, akademischen Reden der süddeutschen Ständekammern damit vergleichen, wie wir solche des öftersten zu lesen bekommen, so begegnet uns in denselben unverkennbar eine deutsche Gründlichkeit, ein Fleiß und eine speculative Umsicht, wie die Schweiz solches nur in einzelnen Beispielen aufweist. Dagegen aber findet sich auch seltener jene geistige Schnellkraft und jene anregende Unbefangenheit und Natürlichkeit, und besonders nicht jene Freiheit und Stärke der Improvisation. In bemerkenswerthem Glanze zeigte sich die schweizerische Beredsamkeit während des schweizerischen Freischießens in Zürich im Jahr 1834, wo an Einem Tage die ausgezeichnetesten Abgeordneten der Stände, nebst andern Wortführern und Volksrednern sprachen, indem das größtentheils vom Augenblicke erzeugte Wort durch alle Töne des volksthümlichen Ausdruckes hindurch spielte, vom gemessenen Wohllaute im Gedanken und in gemüthvoller Sprache bis zur wildesten Rednerwuth, vom ergötzlichen, tändelnden Spiele der Laune, bis zur vollkräftigsten Sprache der Idee. Vor allen Volksrednern der Schweiz voraus ist indessen namentlich Landammann Sidler anzuführen, der fern von aller Kunst und ohne mühsame Studien in seiner Rede eine bewunderungswürdige Einfachheit und Sparsamkeit der Sprache entwickelt, dabei aber die Menge wie den Gebildeten gleich fesselt, und in gesteigerter inne-

rer Bewegung und durch die herrlichste gleichlaufende Spracherzeugung die Gemüther immer höher hebt und fortreißt. Es ist rührend, die schlichte Persönlichkeit des Mannes, wie vom Blitze durchzuckt und von höhern Mächten fortgetragen, gleichsam unbewußt in seelenvoller Begeisterung sich ausströmen zu sehen: schlicht und bescheiden spricht aus ihm die fromme Einfalt der alten Schweiz: darum denn auch die gemüthliche Vermittelung und Erhebung über die Gegensätze.

So erzeugt in der Schweiz das Festhalten an Volkssitte und Volkssprache eine eigenthümliche Volksberedsamkeit, welche, auf diesem Boden fortbauend, mit der geistigen Ausbildung der Nation auch immer mehr an Gediegenheit und Umsicht gewinnen, und so eine Vermittelung zwischen dem bürgerlichen Leben und der fortschreitenden Entwickelung der Ideen veranlaßen, so wie eine immer größere Masse des Volkes in den Zustand geistiger Beweglichkeit und Flüssigkeit setzen kann, wie anderswo auf deutschem Boden die Elemente noch nicht in solchem Maße dafür vorhanden sind. Von dieser Seite muß auch der schweizerische Nationalcharakter von Neuem Wurzel fassen und in ursprünglicher Eigenthümlichkeit sich ausbilden.

VI.

Die schweizerische Eigenthümlichkeit in der Literatur.

1.

Die Literatur der Schweiz im Allgemeinen.

Ein Volk, das nach Natur und Lebensweise, in Sitten und Staatsverhältnissen seit Jahrhunderten eigenthümlich dagestanden, muß auch in seinen geistigen Erzeugnissen diese Eigenthümlichkeit spiegeln und bewähren, indem sich dieselbe entweder objektiv zeigt, in der Darstellung der Natur und des Volkslebens, oder subjektiv, in der durch nationelle Anlagen, Ansichten und Gesinnungen vermittelten Auffassung des Allgemeinen. Nur ein selbständiges Volk, das in langer, ruhiger Entwickelung seine Eigenthümlichkeit ausgebildet, oder durch feindliche Gegensätze zu desto eifrigerm Festhalten seiner Besonderheit getrieben worden, erhält

eine nationelle Literatur. Es kann daher auch von einer solchen von Seite der Schweiz im unangetasteten alten Verhältnisse zum Reiche keine Rede sein. Während also die schweizerischen Minnesänger mit allen übrigen unaufhörlich von dem Mai und den bunten Wiesen, von der Rose und dem grünen Klee singen, fällt ihnen gar nicht ein, z. B. auch die Gebirgswelt in den Kreis ihrer Dichtungen hineinzuziehen. Denn, abgewendet von dem äußern Leben und der Wirklichkeit, lebten sie nur dem der Einbildung und der Beschaulichkeit, um der Schilderung der Seelenzustände und der Liebesempfindungen Raum zu geben; und mit Ausnahme weniger Namen, als der Beschützer des Gesanges und der Liebe, tönt nur selten ein vaterländischer Klang, außer bei Walther von der Vogelweide, der die ganze Welt der Erlebnisse, Begriffe und Empfindungen seiner Zeit in seinen Liedern umfaßt, doch keine andere Heimat kennen will, als das ganze deutsche Reich. Dagegen tragen die Chroniken damaliger Zeit schon ein heimliches, landschaftliches Gepräge, vornämlich diejenigen des Klosters St. Gallen, und ziehen mit Liebe zu der Stätte hin, welche ihre umständliche und treuherzige Erzählung so lebendig hervorhebt.

Als aber endlich der Schweizerbund sich zu bilden begann und die Kämpfe der Länder und Städte mit dem Adel sich entspannen, da erwachte in der Schweiz auch eine kräftige Volkspoesie, welche um so nationaler

sich gestaltete, als der Gegensatz nicht nur ein politischer war, sondern alles Schweizerische, — Lebensweise und Sitte, besonders der aufstrebende Volksgeist und der Freiheitsstolz vom Adel gehöhnt und mit dem bittersten Hasse angefeindet wurde. Durch Schlacht- und Spottlieder, welche sich Geschlechter hindurch im Munde des Volkes erhielten, wurde das Nationalgefühl ausgebildet und gesteigert. *) Oft wenn der Krieger aus der Schlacht heimkehrte, so sang er, was er erlebt: so Halb-Suter die Sempacherschlacht; andere Kämpfe Hans Auer und der Steinhäuser von Appenzell.**)

*) S Liederchronik von Rochholz. Nur Schade, daß die Aengstlichkeit des Verlegers den Herausgeber zur Uebersetzung nöthigte; wie unendlich werthvoller wären diese Volkslieder in der ursprünglichen Gestalt und Kraft!

**) Welche Bedeutung die schweizerische Volkspoesie dieser Zeit für die Entwickelung des geistigen Lebens in Deutschland überhaupt hat, zeigt Gervinus in seiner poetischen National-Literatur der Deutschen, 2ter Theil. 1836. S. 199 u. ff. Wir heben daher folgende Stellen heraus: „Im 14. Jahrhundert traten die Schweizer in ihren glorreichen Kampf gegen Oesterreich, der sich bald zu einem Kampfe republikanischer und aristokratischer Prinzipien ausbildete. — — Es kamen Rechte zur Sprache, in deren Vertheidigung sich der Bauer gegen den stolzen Herrn fühlen lernte; es wurden Kriege geführt und Bündnisse geschlossen, die den Begriff von Heerd und Vaterland ins Leben riefen; es kam Einfalt und schlichte Sitte mit Hoffahrt und Adelstolz zum Kampfe und lehrte den frommen Landmann auf Gott und die Heiligen seines Landes vertrauen; es wurden Siege erfochten, die der Volksbewaffnung ihr uraltes Ansehen zurückgeben. Die historischen Lieder, die auf die Kämpfe und Schlachten im Kloster zu Frauenbrunnen, bei Sempach und Näfels gedichtet sind, erkämpfen dem deutschen Volks-

Durch die Lieder über den Burgunderkrieg ist Veit Weber von Freiburg im Breisgau ein berühmter Name, neben ihm sind Hans Viol und Matthias

---

liede so gut seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der ritterlichen Poesie, wie die Schlachten dem Volke selbst, das sie gewann, seine Freiheit. — — Wie auffallend ist es doch, nach vielen hundert Jahren, seitdem in Deutschland die ritterliche Kriegskunst das Fußvolk verdrängt hatte und eine ritterliche Dichtung die volksthümliche, kehrt nun auf einmal der Gebrauch des Fußvolks erfolgreich wieder, und sogleich nimmt man auch die verdrängte Manier der Poesie wieder auf. In dem Augenblick, wo Suchenwirt in Wien das alte Ritterwesen im Ton des ritterlichen Liedes noch einmal zu verherrlichen sucht, die Kreuzfahrten anpreist und den alten Frauen- und Hofdienst und das Andenken des bei Sempach gefallenen Leopold zu retten sucht, stimmt Suter sein Sempacher Lied in dem Tone des uralten deutschen Volksgesanges an, singt in einer Strophe, die vielleicht noch ursprünglichere Theile hat, als die gewöhnliche vierzeilige unsers alten einheimischen Epos, nimmt unabsichtlich die Wendungen und die Ausdrücke der Nibelungen, setzt seinen heroischen Bauern, seinem Winkelried und Hans Rot ihre Denkmale, spottet der Ritter und ihres Frauenverkehrs, und gebraucht mit Glück die kecken Späße und Ironien, die der altdeutschen Sage fast überall anhängen.“ — — — „Die Schweizerlieder hatten ihre Hauptwirkung darin, daß sie zuerst wieder im Staatsleben menschliche Empfindungen weckten, die gedrückten Bauern aufathmen machten, Mannkraft und Herz für Vaterland und eignen Besitz erregten und den frommen Heroismus alter Zeiten in einem tüchtigen Geschlecht wieder ins Leben riefen. Wie gut war es, daß man hier doch, wenn die östreichischen Spione ihre Schmachlieder auf die Eidgenossen sangen, voll Verketzerung, giftigem Zorn und unversöhnlichem Hasse, die Stimme der Gegner hörte, die auf Gottvertrauen und Recht fußten und ehrlich blieben, selbst wo sie im natürlichen Spotte muthwillig über die Niederlagen der dünkelhaften Gegner scherzten.“ —

Zoller bekannt. Unter den Dichtern des Schwabenkrieges nennen wir den Schulmeister von Saanen und Peter Müller von Zürich. Muheims von Uri Tellenlied gab der wohlbekannten Sage von dem eigenthümlichen, charakteristisch ausgeprägten Heldenbilde des Gebirges einen neuen Reitz und allgemeinere Verbreitung. Wie ferner die schweizerische Anhänglichkeit an die Heimat in zahlreichen Chroniken ein theures Vermächtniß niederlegte, ist zu bekannt, als daß wir einzelne nennen und hervorheben sollten. Allein nur dieser mannigfaltige Reichthum sorgfältiger, auch das Kleinste nicht verschmähender Nachrichten voll frommer Einfalt und Treue, voll Anmuth und treuherziger Behaglichkeit — machte es möglich, daß Tschudi eine National-Chronik schaffen konnte, wie kein deutscher Stamm desgleichen aufzuweisen hat. In diesen Chroniken haben wir eine schweizerische Prosa, welche besondere Beachtung verdient und für das Studium der deutschen Sprache überhaupt von Werth ist. Denn namentlich im Zeitalter der Reformation ist es merkwürdig, bei Zwingli, Tschudi, Bullinger zu sehen, zu welchem Standpunkte der Ausbildung die oberdeutsche Sprache gelangt war, als Luther durch seine Sprachreformation derselben Stillstand gebot und somit für das Gebiet der deutschen Sprache eine reiche Quelle eigenthümlicher Bezeichnungen und Redensarten allmählig zurückdrängte. Das Zeitalter der Reformation selb-

er und die daraus hervorgehenden Reformationskriege brachten in beiden Partheien eine Bewegung hervor, welche für die Literatur merkwürdig und fruchtbar war. Vornämlich zeichnete sich der als Maler, Krieger, Staatsmann und Reformator berühmte Niklaus Manuel von Bern auch als Dichter aus;*) besonders dadurch merkwürdig, daß man ihm die ersten einfachen dramatischen Versuche in der deutschen Sprache verdankt, welche wie seine übrigen Gedichte in einfacher Volkssprache geschrieben sind. Auch sein bitterer Gegner, Thomas Murner zu Luzern, durch Sprache und Inhalt gleich bedeutsam, ist nicht zu vergessen, ferner die gleichzeitigen Hans Birker, Jakob Fünkel, Jakob Ruef, Jost Meurer, diese drei von Zürich, Rudolf Klauber von Basel und Hans von Rüti von Bern, welche alle der Reformationszeit angehören und in ihren Gedichten die Bewegung derselben spiegeln. — Wenn indessen die Wissenschaft unter den damaligen Umständen im Allgemeinen wenig gedieh, so wurde gleichwohl durch die bewunderungswürdigen Arbeiten des großen Naturforschers, Konr.

*) S. Niklaus Manuel, Leben und Werke von Grüneisen. Stuttgart und Tüb. 1837. Ein Werk, das eben so gründlich, als umsichtig die ganze Zeit in Geschichte und Kunst überschaut und charakterisiert; — überhaupt ein Beweis, wie reich und anziehend eine Geschichte sein muß, daß ein ausgezeichneter auswärtiger Schriftsteller einem speciellen Abschnitte derselben einen Theil seines Lebens widmen mag.

Geßner, wenn nicht die Sprache gefördert, doch der Naturreichthum der Schweiz beleuchtet und somit auf das Land selbst ein neuer Glanz geworfen. Und später machten Scheuchzers Alpenreisen, in denen sich eben so viel Gelehrsamkeit als Vaterlandsliebe kund gab, halb Europa auf die Naturwunder der Schweiz aufmerksam. So gesellte sich zum alten Waffenruhme der Schweizer und zur Lobpreisung ihrer republikanischen Freiheit und der Einfalt ihrer Sitten allmählig die noch größere Bewunderung des Landes; und beides zusammen umgab die Schweiz mit einer Glorie, daß sie von dieser Zeit an die Wallfahrtstätte für Forscher und Freunde der Natur und für eine noch größere Zahl empfänglicher und gefühlvoller Seelen und der Scharen der Modereisenden zu werden begann. Dazu kam gegen das Ende des siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts das neu erwachte wissenschaftliche Leben einiger schweizerischer Lehranstalten, namentlich zu Zürich und Basel, indem dort der bescheidene Joh. Geßner und J. J. Zimmermann, und hier die ausgezeichneten Bernoulli und Euler manche Jünglinge höher anregten und für die Wissenschaft begeisterten.

Zu einer Zeit, da die höhern Stände in Deutschland, dem französischen Einflusse hingegeben, mit den Sitten auch der Sprache des Vaterlandes sich zu entwöhnen suchten, und die Gelehrten, den Interessen des Volkes entfremdet, in die steifen Schranken der

Schule und der lateinischen Sprache gebannt waren, hatte sich in den schweizerischen Republiken in der Ehrbarkeit der Sitten, im Gefühle der aus Fleiß und Wohlstand hervorgehenden Unabhängigkeit, in einer alle Verhältnisse des Lebens umfassenden bürgerlichen Theilnahme, — ungeachtet des vielfach störenden fremden Kriegsdienstes, — eine Empfänglichkeit für ein höheres geistiges Leben erhalten, das bei kräftiger Anregung schöne Früchte bringen mußte. Bald sehen wir daher aus diesem wohl vorbereiteten Boden neue Geister hervorgehen, welche, was auch mannigfaltige Einwirkungen zu ihrer Ausbildung beitragen mochten, bei aller Verschiedenheit und individuellen Eigenthümlichkeit, doch das Gepräge des schweizerischen Nationalcharakters aufweisen und auch bei einer ganz allgemeinen Richtung gleichwohl die Spuren des vaterländischen Grundtones und der heimatlichen Entwickelung an sich tragen. So sieht man bei Haller, dem größten und umfassendsten Gelehrten seiner Zeit, seinem ganzen Wesen nach den Schweizer. Die warme Liebe zur Heimat seiner Väter erhöht auch die Bewunderung der Größe der Natur, und der Geist des Gebirges führt ihn auf bisher vom Naturforscher unbetretene Pfade und öffnet ihm alle seine wundervollen Schätze; und so wie er in der freudigsten Emsigkeit mit der Aufzählung schweizerischer Pflanzen beschäftigt ist, so fühlt man auch seinen „Alpen", diesem großen Denkmale

schweizerischer Poesie, an, daß sie eine Geburt des Gebirges sind, und daß der Dichter unmittelbar schrieb, was er gesehen und empfunden. Selbst seine harte Sprache ist unzertrennlich von dem Geiste des Ernstes und der Kraft, womit ihn seine Liebe zum Vaterlande erfüllte, daher die schweizerische Unbehülflichkeit der Sprache ganz gut zur sinnvollen Schwere der Gedanken und zur vaterländischen Einfalt und Strenge der Gesinnung paßt. Wie sehr Haller Schweizer war, sieht man daraus, daß er auch im höchsten Glanze wissenschaftlichen Ruhmes im Auslande den vertraulichen, freien Umgang seines Vaterlandes vermißte und sich dahin zurücksehnte. Es ist auch nicht zufällig, daß Schweizer, und Haller zuerst, es waren, die schweren Krieg gegen die Unwahrheit und den Leichtsinn der französischen Philosophen erhoben, weil das Gesunde und Glückliche des häuslichen und bürgerlichen Lebens, in dem sie aufgewachsen, ihnen das Zerstörende jener Grundsätze um so fühlbarer machte, und weil sie im Genuße der Freiheit das Verwerfliche zügelloser Freigeisterei um so klarer erkannten. So war es auch nicht nur ein gelehrter Streit, wenn Bodmer und Breitinger gegen die Nachahmung der Franzosen in der Gottsched'schen Schule und für Haller in die Schranken traten; sondern es trieb sie dazu neben der tiefern Wissenschaftlichkeit auch das Gefühl des reinern Sinnes für das Natürliche und Schöne, in dessen Besitz sie

durch geselliges Leben und geistige Bildung gelangt, und wovon sie einen Theil dem Vaterlande zu Gute schreiben mußten. Was Bodmern besonders seine Bedeutsamkeit gab, war nicht Genialität und schaffende Kraft, vielmehr fehlte ihm lebendige Wärme des Geist-es und Fülle der Darstellung. Allein er besaß einen Reichthum des Gemüthes, eine so zarte und vielseitige Empfänglichkeit, nebst so viel anregender Kraft, daß sein Einfluß auf seine Zeitgenossen groß war, und man auch jetzt, unverblendet über seine Leistungen, doch den Reichthum seiner leitenden Ideen und den richtigen Takt seiner Kritik nicht anders als bewundern kann. *) Auch er hängt nach seinem ganzen Wesen mit der Schweiz zusammen; denn nur hier konnte sich in solchem Maße seine kindliche Naivität, seine gemüthliche Zwanglosigkeit, seine freimüthige Behaglichkeit, sein bürgerstolzes Selbstgefühl ausbilden. Diese Eigenschaft-en aber setzten ihn in den Stand, nicht nur alle Geist-eskräfte seiner Vaterstadt auf eine merkwürdige Weise anzuregen und zu concentrieren, sondern den aufstrebenden Geistern Deutschlands in der schönen Literatur eine Freistätte zu eröffnen, unabhängig und abgesehen

*) Im höchsten Grade Unrecht thut daher der geistreiche Fr. Chr. Schlosser in seiner Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts Bodmern, wenn er ihn, aus seinen Werken schließend, nach Geist und Einfluß auf die deutsche Literatur kaum höher stellt als Gottsched, und nach den Mißgriffen des Greisenalters die ganze Persönlichkeit beurtheilt.

von der Gunst der Höfe, dem Nutzen, der Schule und dem Vergnügen der großen Menge. Die Bibel und das Heimatlich=Volksthümliche bestimmten Bodmers Richtung und Thätigkeit. In letzterer Beziehung wurde er daher auf das Studium der altdeutschen Dichter und namentlich zur Herausgabe des von ihm sogenannten Manessischen Codex der Minnesänger geführt. In seinen Versuchen historischer Schauspiele eröffnete er eine neue Bahn, nachdem die alltäglichen Angelegenheiten des Herzens auf der Bühne erschöpft waren: daher hatten sein Brun, seine Toggenburger, sein Arnold von Brescia wieder ein unmittelbar schweizerisches Interesse. Freilich war er ferne davon, eine abgeschlossene schweizerische Literatur zu wollen; vielmehr sollte diese an dem gesammten deutschen Leben sich bilden und auf dasselbe zurückwirken. Allein er erkannte eben in der Festhaltung des nationellen Grundstoffes sowohl, als des Charakters überhaupt eine unerläßliche Bedingung zur bedeutsamen und lebenskräftigen Mitwirkung. In diesem Sinne waren auch seine Freunde und Jünger thätig, förderten sich so gegenseitig und erlangten dadurch in ganz Deutschland eine Geltung, wie es seither der Schweiz nicht von ferne mehr gelungen ist. Denn die Schweizer hatten den deutschen Geist in ihrer Gesinnung und in ihren Werken treuer festgehalten, als die übrigen Deutschen. So kam es, daß der Schweizer J. G. Sulzer der erste war, der zur Zeit

Friedrichs des Großen in Berlin und den preußischen Staaten für Aufnahme und Verbreitung der deutschen Literatur wirkte; so wie er vermöge der tiefern Auffassung des zu einer durchgreifenden Nationalbildung Gehörigen, den Grund zur Verbesserung der Schulen von Berlin legte. Solches Zutrauen fanden die Schweizer nicht als überwiegende Köpfe, sondern weil man unter den damaligen Verhältnissen sich auf sie als Menschen von Humanität und vielseitiger Lebensbildung besonders verlassen zu können glaubte. Dagegen meinte Gleim in preußischer Eifersucht, Sulzer nebst dem St. Galler Wegelin haben als Lehrer des nachmaligen Königes, Fr. Wilhelm 2., demselben einen schlechten Begriff von der deutschen Sprache und den schönen Wissenschaften beigebracht, weil sie kein gutes, reines wohlklingendes Deutsch gesprochen. Gleichwohl erhielt sich Sulzer bis an das Ende bei solchem Ansehen, so daß man ihm, der selbst der Nachfolger des Baslers Merian gewesen war, den Auftrag ertheilte, sich in der Schweiz nach einem Nachfolger in seiner Lehrstelle umzusehen: daher an den einundzwanzigjährigen Joh. Müller ein Ruf erging, den er indessen nicht annahm mit der Erwiederung: Ich liebe die Freiheit. — Eine merkwürdige Persönlichkeit ist der philosophische Arzt J. G. Zimmermann. Mit freiem Blicke in alle Gebiete des Wissens und wieder von zelotischer Leidenschaftlichkeit, Weltmann und doch von den klein-

städtischen Erinnerungen seiner Jugend nicht los kommend, mit Wärme der Idee lebend und doch nie durch sie über den Zwiespalt mit der Welt versöhnt, von überfließendem Gemüthe und wieder von zermalmender Härte gegen Andere und von zerstörender Selbstquälerei, kindlich, hingebend und offen und zugleich von maßloser Selbstschätzung und Ruhmsucht: — alle diese Eigenschaften weben in seinem Hauptwerke — „über die Einsamkeit“ — durch einander. Allein überall tritt der schweizerische Grundton hervor: seine Heimat ist ihm ein Paradies, die Sitten seines Volkes sind der Aufmerksamkeit Europa's werth und höher als die Ergebnisse der Philosophie, seine Freunde der Gegenstand der feurigsten Liebe. Er war daher einer der Hauptbeförderer, wodurch die Schweiz in das allgemeine deutsche Interesse hineingezogen wurde; er führte u. A. durch sein Leben Hallers in dessen Innerstes hinein und ist von keinem Andern über ihn übertroffen worden, und ihm verdankte Lavater das gute Vorurtheil für die Physiognomik. Seine Sprache, rein, fließend und reich, trägt einen unverkennbaren Klang der Heimat. Nicht weniger Geltung hatte zu gleicher Zeit der Basler Isaak Iselin, der Begründer der ehemals so berühmten helvetischen Gesellschaft. Er zeichnete sich nicht durch eine Fülle schöpferischen Ideen aus, allein seine Menschen- und Vaterlandsliebe gab denselben Wärme und Nachdruck. Die Philosophie des Schweizers

mußte eine praktische Richtung nehmen, denn er konnte unmittelbar einwirken, anregen und schaffen. So bildete er eine philosophische Staatslehre aus, deren Gewicht jedoch vorzüglich darin bestand, daß wie die Ideen von dem Vaterlande abstrahirt, so auch die Räthe immer zunächst auf dasselbe berechnet und anwendbar waren. All sein Streben richtete sich auf die häusliche und bürgerliche Erziehung: darum der Eifer, mit welchem er Basedow in seinem Bemühen zur Begründung eines geistigen Lebens im häuslichen Unterricht unterstützte. Aus seiner Sorge für die gute Haussitte ging auch seine muthige Opposition gegen den Einfluß der englischen und französischen Naturalisten hervor, womit er sich seinen Schweizerfreunden kräftig anschloß. Damit verbunden war sein Kampf gegen die mit der industriellen Richtung verbundene Genußsucht, in deren Gefolge er die Umkehrung der bürgerlichen Ordnung vorauszusehen glaubte. Indem aber seine Ideen die Menschheit umfaßten, bildete gleichwohl das Vaterland und die Familie doch immer den lebendigen Mittelpunkt: daher war auch das Allgemeinste so praktisch, daß es bestimmt anwendbar wurde; und wieder das Specielle so wissenschaftlich, daß es stets allgemeines Interesse hatte. So sehr man später sich verwundert und bedauert hat, daß Geßner, statt vaterländischer Hirtengedichte, seine heimatlosen Schäferidyllen schrieb: so dachte man doch damals nicht daran, Solches von ihm zu verlang-

en, da Nachbildung der Alten die höchste Aufgabe des Dichters schien. Er selbst aber giebt in seinen Briefen ein hinlängliches Zeugniß, daß es doch auch wieder der schweizerische Grund und Boden war, der ihm Anregung und Richtung gab, indem er sich folgender Maßen ausdrückt: „In einem Lande, wo ein hochgräflicher Herr Graf, oder ein gnädiger H. Baron den Landmann zum armen Sclaven macht, da mag letzterer kleiner und verächtlicher sein, als bei uns, wo die Freiheit ihn zum beßer denkenden braven Mann macht; und ich getraue mir auf unsern Alpen Hirten zu finden, wie Theokrit zu seiner Zeit, denen man wenig nehmen, und wenig leihen dürfte, um sie zur Ekloge zu bilden.“ Auch beweist seine schöne Idylle, „Das hölzerne Bein“, — daß mehr die damalige allgemeine klassische Befangenheit, als seine Neigung schuld war, wenn er sich nicht an den nationellen Stoff hielt. Als Maler dagegen blieb er der Natur näher. Denn so sehr seine Zeichnungen mit griechischen Göttern und Nymphen und Tempeln ausstaffiert sind, so besteht ihre Anmuth und Wahrheit doch eben darin, daß der Charakter der Landschaften ein schweizerischer ist. — Merkwürdige Männer für die wissenschaftliche Kultur der Schweiz waren ferner die beiden Füßli, Joh. Konrad u. Joh. Heinrich, Vater und Sohn; jener der Freund von Mengs und Winkelmann, in der großen Welt gebildet, von reiner Freimüthigkeit und

ungezwungenem Wesen; dieser der Freund Müllers, und dessen erster gründlicher Führer in der Kenntniß seines Vaterlandes: beide um allgemeine, wie um vaterländische Kunst und Geschichtforschung hoch verdient, theils durch ihre eigenen Werke, theils durch ihr jedes Talent ermunterndes und förderndes Haus, eine für die Schweiz seltene Stätte für Kunst und geistreiche Gesellschaft. Heinr. Füßli war es, der u. a. Pestalozzi zur Abfassung von Lienhard und Gertrud veranlaßte, diesem zwar in hochdeutscher Sprache geschriebenen Werke, das aber darum hauptsächlich aus der innersten Tiefe des Lebens herausredet, weil der Charakter der Volkssprache treu in allen Einzelnheiten bewahrt ist. — Pestalozzi, dieser deutsche, geläuterte Rousseau, allein tiefern, frömmern Gemüthes und kindlich demüthigen, hingebenden Sinnes, strebte freilich den Grundsätzen seiner Erziehung und Volksbildung Universalität zu geben, und seine Liebe und sein Nachdenken umfaßte die Menschheit: allein sein Wesen trägt doch ein entschieden deutsches Gepräge und seine Volksschriften weisen auf das eigenste Leben der Schweiz hin, so wie er, ungeachtet vielfacher Verkennung, sein Vaterland über Alles liebte: daher ist er auch neben Lavater ein allgemeiner Volksschriftsteller der Schweiz und wird es noch lange bleiben. Wenn übrigens die Fülle seiner Gedanken sich nicht zur wissenschaftlichen Klarheit gestaltete, so trug zum Theil die Überschwäng-

lichkeit seines Gemüthes die Schuld: ein Fehler, nicht nur seiner Person, sondern zum Theil sämmtlicher schweizerischer Schriftsteller, indem, wie wir oben bemerkt haben, die Natur des Landes mit den gewaltigsten Eindrücken sich der Seele bemächtigt, so daß diese die Macht dieser Eindrücke nicht zu umfassen, zu überwältigen und künstlerisch zu gestalten vermag; dagegen aber an der Größe, die sie befangen hält, hinanringt, sich stärkt und sich an der lebendigen Herrlichkeit stets von Neuem sättigt und erfrischt. So vereinigen sich in der Schweiz Land und Volksleben, das Gemüth zu erfüllen und zu bilden, dasselbe offen und lebendig zu erhalten für innige Bewegung und Erhebung: daher denn auch die Empfänglichkeit für menschenfreundlichen Sinn und Vaterlandsliebe, die Begeisterung für alles Menschliche und Schöne, die Richtung auf das unmittelbar Wohlthätige und Heilsame; dagegen aber das Zurücktreten der beherrschenden Verstandesmacht und der umfassenden Überschauung, so wie auch der Mangel an künstlerischer Einbildungskraft und freier Bemeisterung des Stoffes. So besteht denn auch im Allgemeinen der Vorzug der bisher bedeutenden schweizerischen Schriftsteller in der Kraft anzuregen, zu ergreifen, zu erwärmen, und zu begeistern; sie durchdringen ihren Gegenstand mit Liebe und empfehlen ihn durch die Sprache des Herzens; sie gewinnen ihrem Stoffe die praktische und volksthümliche Seite ab und ziehen

so einen größern Kreis in ihr Interesse; und es verleiht ihnen ihr Seelenschwung, ihre zum Theil unbewußte Ergriffenheit eine geniale Eigenthümlichkeit und Großartigkeit.

Außer den vorhin genannten sind bei aller Verschiedenheit der Richtung und des Wesens Lavater und Müller die Repräsentanten des schweizerischen Nationalcharakters. Kaum hat ein deutscher Schriftsteller, der seit bald vierzig Jahren todt ist, ein so lebendiges und allgemeines Gedächtniß zurückgelassen, wie J. C. Lavater: weder als Theologe, noch als Dichter, noch als Physiognomiker, sondern durch den Einfluß seiner Persönlichkeit und die Macht des Gemüthes. Nichts von all dem Vielen, was er geschrieben, trägt das Gepräge geistiger Durchdringung und Durcharbeitung; und zeigt noch weniger künstlerische Vollendung der Form. Allein seine Sprache ist schöpferisch, reich an eigenthümlichen Wortbildungen, und dem Ergusse seines schönen Gemüthes fehlt es nicht an theilweise Tiefsinnigem und Großartigem, und in seinen lyrischen so wie in seinen epigrammatischen Dichtungen begegnet man sehr Werthvollem. Es lebte in ihm solch ein schöner Eifer, verbunden mit bewunderungswürdiger Thatkraft und einer seelengewinnenden Anmuth, daß man überall durch den Schriftsteller hindurch das Kerngesunde, Seelenwahre, Innige und Ganze des Menschen spürt. Man fühlt es, Lavater konnte sich nur in ein-

er kleinen Republik in solcher Unbefangenheit und Eigenheit, in solch zuthulicher Freimüthigkeit, in solch imponierender Würde und kindlich treuherziger Bürgerlichkeit entwickeln, und nur hier konnte er sich eine Stellung schaffen, um in alle Zustände und Verhältnisse einzugreifen, und von allen Radien aus sein Höchstes, den Glauben an Christum und Menschenliebe zu erstreben. Allein so viel Lavater als Schriftsteller wirkte, so waren seine Schriften doch gleichsam nur die Bekräftigung und Fortsetzung seiner persönlichen Wirksamkeit, so wie er auch beßer sprach, als schrieb: daher gelangen ihm seine Versuche gewöhnlich am Beßten, wenn sie einen ganz persönlichen Zweck hatten: da versetzte er sich der betreffenden Person mitten in die Seele hinein, was ihm, dem „Gesichtsempfinder", unvergleichlich glückte. In diesem persönlichen Wirken hatte er eine Schmiegsamkeit und Unermüdlichkeit, welche ihn für Gefühlsmenschen und solche von lebhafter Phantasie unwiderstehlich machen mußte. So zog er alle Welt in seinen Kreis hinein, und es war derselbe um so mannigfaltiger, weil ihn die Sicherheit und Freiheit im Umgange mit Großen an der wohlwollendsten Gleichstellung gegen den Bürger und Landmann nicht hinderte. Dem Eindrucke aber, den seine Person machte, half er durch seine bekannten Briefchen, Verse, Sinngedichte nach, wovon uns seine Handbibliothek einen charakteristischen Schatz liefert,

welcher von der bewunderungswürdigsten Thätigkeit in seiner Umgebung und seiner Heimat zeugt, und wie jedes Individuum ein stets frisches Leben, und einen neuen Gedankenreichthum in unendlichen Beziehungen in ihm erweckte. Seinen Landsleuten und Freunden gegenüber machte er auch einen traulichen oft überraschend treffenden Gebrauch von mundartlichen Ausdrücken. Besonders aber ging er in seinen Schweizer-Liedern der Sprache des Volkes nach und suchte mit Wahl eine gute Bezeichnung anzubringen. So sehr übrigens im Allgemeinen ein nachläßiger, wortreicher Schwulst diesen Gedichten Eintrag thut, und besonders die historischen Lieder verderbt, so findet sich doch häufig eine überraschende Kraft und Kürze des Ausdruckes, und es sind mehrere allgemeine Vaterlandslieder werth, im Andenken der Nation zu bleiben.

Der gefeierteste Schriftsteller der Schweiz ist unstreitig Joh. Müller, der Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft. Er ist nicht nur dem Gegenstande, sondern auch der Auffassung und Behandlung desselben nach, ein nationaler Schriftsteller: denn gerade durch seine warme Vaterlandsliebe schuf er eine so außerordentliche Theilnahme und Bewunderung für das Land und Volk der Eidgenossen, so daß darin kein Geschichtschreiber alter und neuer Zeit ihm gleich kommt. So wie ihn die ersten Eindrücke der Heimat zur Geschichte seines Vaterlandes leiteten, so ließ er nichts unbemerkt,

was ihn mit allen Eigenthümlichkeiten desselben bekannt machen konnte. Daß er der leichtfertigen Allgemeinheit der Franzosen gegenüber die Geschichtschreibung zuerst auf ein umfassendes, kritisches Quellenstudium gründete, ist bekannt, und eben so sehr, wie genau er in Beobachtung und Darstellung aller Örtlichkeiten ist; allein er übersah auch das Kleinste nicht, was ihn mit seinem Gegenstande vertraut machen konnte. Namentlich„ suchte er uralte Sitte und Sprache im Gebirge auf, wo sie sich am meisten unverändert erhalten haben und wo der Nationalgeist am sichtbarsten und oft Jahrhunderte lang sich gleich geblieben.“ *) So sehr er verstand mit Kraft und Gediegenheit seiner Sprache auch Schönheit und Adel zu verbinden, so opferte er doch den Fluß und die Harmonie der Rede gerne auf, wenn er durch einen alterthümlichen Ausdruck das zu Bezeichnende um so beßer charakterisieren konnte. So floß die oft rauhe Sprödigkeit und die sinnschwere Kürze seiner Schreibart aus der charaktertreuen Auffassung seines Gegenstandes, es bildete sich dieselbe aus der Betrachtung seines Volkes, und der Schweizer wenigstens darf sich nicht daran stoßen: denn seine Härten sind nicht etwa willkürliche und erkünstelte, wie sich das bei seinen

*) Es darf hier indessen nicht unerwähnt bleiben, daß Müller sich irgendwo „wundert, daß den jungen Leuten das abscheuliche Patois nicht in den Schulen abgewöhnt werde“. Bei seinen Ansichten über Sprache und Styl überhaupt darf uns dieser Ausspruch nicht sehr auffallen.

Nachahmern so unangenehm herausstellt, sondern sie haben ihren historischen Grund in der Treue, womit er seine Quellen benutzte. Seine bisweilen schwärmerische Liebe zum Vaterlande machte ihn freilich vergessen, daß er ein armes, kleines Volk vor sich hatte, das mit Deutschland in allen allgemeinen Verhältnissen so genau verbunden war, so daß seine Geschichte nur in Verbindung mit derjenigen des Deutschen Reiches klar gemacht und verstanden werden kann. Allein indem er es zu einem in sich geschlossenen, großartigen Heldenvolke umschuf, mußte eine für spätere Zeit nachtheilige Selbsttäuschung und Überschätzung die nothwendige Folge davon sein. Indessen nicht zugeben zu wollen, daß seine Vaterlandsliebe treu und redlich gewesen, heißt die Wahrheit in Beurtheilung der Thatsachen und alle Billigkeit in Beurtheilung der Persönlichkeit verläugnen. Eben diese seine Liebe gab ihm jenes feine Gefühl für alle Tugenden und Gebrechen, für alle Erfordernisse und Gefahren seines Vaterlandes, daß er mit Recht das Orakel desselben war: so wie er auch längst sein Schicksal ahnete, ehe es sich erfüllte. Mag daher auch der Fortschritt einer spätern Zeit seine Forschungen berichtigend und vervollständigend in den Hintergrund stellen; mag sein politischer Grundsatz, „daß das urkundliche Recht, als der Anker der Ruhe und Sicherheit der Völker, heilig zu halten sei", längst unhaltbar geworden sein: in ihm spiegelte

sich die Geschichte aller Zeiten und Völker, und diese umfassende Kenntniß brachte er zur Bearbeitung der Geschichte der Eidgenossen, arbeitete diese mit Gemüth und Geist bis in die kleinsten Züge aus, führte die Geschichtschreibung im Sinne der Alten wieder in's Leben und gab ihr eine so vielfach praktische Richtung, daß man aus der Geschichte zum ersten Mal wieder die Kunde von Allem vernahm, was zum Glück und Bestand der Gesellschafts- und Staatsverhältnisse gehört. So wird auch Müllers Verdienst bleiben, so lange als die Schweiz, so lange als die deutsche Wissenschaft. Seine Geschichte der Eidgenossen wird immer geeignet sein, dieselben zur Festhaltung des eigenthümlichen Volkslebens und der alten Sitten zu ermuntern. Das war auch sein eifriges Bemühen im Verhältnisse zu seinen Freunden in der Schweiz, und in einem seiner Zöglinge, einem bekannten Geschichtschreiber, bewahren sich lebendig und consequent seine Ansichten und Grundsätze. Bonstetten, Müllers Freund, auf den er die ganze Schwärmerei einer nach antiker Freundschaft verlangenden Seele übertrug, wurde durch Müller in seinem Streben nach umfaßender Kenntniß der Völker und ihrer gesellschaftlichen Zustände gefördert, und sah sich als Schweizer, hineingestellt zwischen drei große gebildete Nationen Europas, berufen, die Eigenthümlichkeiten der nördlichen und südlichen Völker einander gegenüber zu halten; und wenn er auch in seinen Ge-

danken und Bestrebungen über den Kreis seines Vaterlandes sich erhob, so verläugnete sich doch in der Grazie und Freiheit seiner allgemeinen Weltbildung der der Republik entstammte und mit seinem Wesen in derselben festwurzelnde Edle nicht. — Beim Dichter Salis spielen überall in Erinnerung und Gemüth die Anklänge an das Vaterland hindurch, obgleich er, durch seine Freunde in die allgemeinen landschaftlichen Schildereien hineingezogen, den heimatlichen Reichthum nicht gehörig zu benutzen verstand. Dennoch war es eigentlich das Heimweh und die Sehnsucht nach ländlichen Sitten, was ihn zum Dichter machte, und was, verbunden mit der Kindlichkeit und Innigkeit eines zarten Gemüthes, ihm die Herzen gewann.

Unter allen Schriftstellern der Schweiz aber ist Martin Usteri derjenige, welcher den schweizerischen Grundcharakter mit der größten Treue und Liebe in sich ausgebildet. Die Gegenstände seiner Wahl, Sprache und Darstellung halten sich ausschließlich an das Vaterländische. Seine gründlichen und vielseitigen Kenntnisse in Sprache, Literatur und Geschichte dienen ihm nur, um seinen Bildungen das heimische Gepräge um so entschiedener aufzudrücken. Wie als Maler, so als Dichter faßt er die leisesten Züge und Beziehungen auf, wählt mit sinniger Sorgfalt jede dienliche Kleinigkeit aus, nicht zu schmücken, sondern um eigenthümliche und bezeichnende Bedeutsamkeit hineinzulegen.

Wie seine kleinen Zeichnungen und Gemälde die getreueste Lokal- und Charakterwahrheit haben, so gießt auch die reine Seelenwahrheit ihren Zauber über Usteri's Dichtungen aus. Er ist in den meisten derselben mehr Maler als Dichter, indem er bisweilen gerne die poetische Einheit der Schilderung sinniger, gemüthansprechender Einzelnheiten opfert. Er ist ganz Herz und Gemüth und läßt die künstlerische Reflexion oft vor dem warmen Gefühle und dem seelenvollen, freudigen Ergusse zurücktreten, oder er läßt sich in seinen Ausmalungen schalkhaft und behaglich gehen. Wenn er sich aber zum frommen Alterthum wendet, dann verschwindet die Subjektivität, und in der charaktertreuen Darstellung des Lebens und der Sitten der alten Zeit findet er volle, befriedigende Thätigkeit. Auf solche Weise erzählt er mild und fremdartig aus einer fernen Zeit dem neuen Geschlechte, und sieht, der alten, kindlichen Glaubenswelt zugewendet, so wehmüthig besorgt, so väterlich gemüthlich die spätern Geschlechter vor sich wandeln. Besonders entfaltet er in seinen Darstellungen aus dem Alterthum die zarteste Anhänglichkeit an seine edle, bürgerstolze Vaterstadt und ist tief in alle feinen Züge und Eigenthümlichkeiten derselben hineingelebt. In den Sittengemälden aus diesem Kreise zeigt er einen Reichthum der Kenntnisse, der Beobachtung und Forschung, daß dieselben lehrreicher sind, als die gelehrtesten historischen Forschungen. Es sind daher

seine prosaischen, altschweizerischen Erzählungen sowohl in Form als Kern vom allertiefsten Gehalte: nichts ist bloßes Spiel, sondern alles wohlerwogen und absichtsvoll und es waltet darin alle Nüchternheit und gesunde Kernhaftigkeit jener Zeit. Daher hat kein vaterländischer Schriftsteller die Heiterkeit der Lebensweise und die kindliche Frömmigkeit der alten Schweiz tiefer aufgefaßt, als Martin Usteri. So wie er sich in das Alterthum versenkt, so nimmt seine sonst gewöhnlich leichte und fröhliche, derbe und breite Poesie, einen höhern Schwung; es ist als trete er aus der Welt in die Kirche ein, und die Andacht steigt zur Erhabenheit empor; in solcher Weise ist „der armen Frow Zwinglin Klag" ein hohes Meisterwerk schweizerischer Poesie. Usteri wählte überhaupt nur solche Gegenstände der Dichtung, welche dem Herzen wohl thun, dasselbe heben und läutern konnten. So vermochte auch der milde, bürgerfreundlich gesinnte Mann bei allem psychologischen Scharfblicke und der ihm zu Gebote stehenden Satyre nicht wehe zu thun; vor dem Lehrtone dagegen bewahrte ihn das Sinnige, Launige, Heitere seines Wesens.

In mehrern Beziehungen mit Usteri verwandt ist Ulr. Hegner. Auch hier das vorzugsweise Festhalten des Schweizerisch-Nationellen nach Gegenstand und Grundansicht; jedoch in der Anlage planmäßiger, in der Form ausgebildeter und künstlerisch vollendeter.

Sein tiefer psychologischer Blick, sein praktisches Urtheil, seine stillsinnige Freude in der ruhigen Beobachtung fesselte auch ihn zunächst an die ihn umgebende Welt; und ausgerüstet mit feinem Takte, reicher Welterfahrung und wissenschaftlicher Forschung wußte er seinen Gemälden einen so universellen, weltgebildeten Grund zu geben, daß die Lieblichkeit und Naivität des mit Liebe ausgemalten Lebens seiner Erfahrung und seines Volkes um so anmuthiger und werthvoller daraus hervortritt.*) Seine „Molkenkur", dieses zarte und kunstvolle Gemälde eines beweglichen und verschlungenen Familienlebens, wo die mannigfachen, von verschiedenen Seiten der Betrachtung kommenden Ansichten der Natur und Sitte des Alpenlandes in die Verhältnisse und Charaktere der Dichtung so sinnreich verwoben sind, — hat in Sprache, Darstellung und Genialität die Probe bestanden und sich den Meisterwerken der deutschen Nation angereiht. In „Saly's Revolutionstagen" tritt uns das Charakterbild eines in seinen beschränkten Verhältnissen genügsamen und darum selbständigen Mannes entgegen, der in der Einfalt

*) Sehr gut bemerkt Menzel: „Bei Hegner rührt die bescheidene Schönheit das Ländlich-Sittlichen. Wir sehen am Wege ein reizendes Kind sitzen, das nicht aufblickt und dennoch fesselt." — Die tiefste Auffassung jedoch ist Hegnern von Theod. Mundt in dessen „Kritischen Wäldern — VI. Erinnerung an Ulr. Hegner" — Leipzig. 1833. — zu Theil geworden; wo vornämlich auch der vaterländische Charakter seiner Dichtungen hervorgehoben ist.

tüchtiger Gesinnung sich um so erquickender auf dem Hintergrunde der düstern und verwirrungsvollen Zeit hervorhebt, wobei sich ein Volksgemälde vor uns aufrollt, dessen treue Wahrheit in den letzten Jahren Zug für Zug durch Wiederholung sich bestätigt hat. Und in der Gabe seines hohen Alters, in den „Beiträgen zur nähern Kenntniß Lavaters“ erhält das Vaterland nicht nur über diesen merkwürdigen Mann, sondern auch über seine nächsten Umgebungen und Verbindungen bedeutende Aufschlüsse und Belehrungen. Hegner schaut auf Lavatern mit Genuß und Freude, doch mit der ruhig heitern Prüfung dessen, der bei Menschen sich das Nihil admirari zur Regel macht; der aber wieder auf den Schatten nicht beruht und stets das errare humanum est — wohlwollend bedenkt.*) Daher begegnet uns in der Charakteristik eine bewunderungswürdig scharfe und reine Auffassung der Persönlichkeit; auch im Gemißbilligten zeigt sich das wohlerwogene Wort des Mannes von Welt und Gemüth, überall mit leisem humoristischem Anfluge. In der Würdigung des Charakters und der Gemüthsart offenbart sich alle Liebe eines feinen und zarten Herzens, das durch die mensch-

*) Wenn übrigens die bisweilen neckische u. bloßstellende Mittheilung von Briefen u. Fragmenten und der Anflug von Spott über verschiedene von Lavaters Religionsmeinungen aus Hegners Zweck und Auffassung hervorgeht; so möchte man ihm dagegen gerne einige verfängliche Folgerungen über Ls. Umgangsverhältnisse erlassen haben.

liche Beschränktheit hindurch ein offenes Auge für das Walten des göttlichen Geistes in dem Auserwählten bewahrt. So haben wir Lavatern als ein lebendiges Bild mit den leisesten Tönen und Schatten vor uns, wie es nur der geben konnte, der ihm in theilnehmender Liebe und nationellem Interesse so nahe stand: man sieht in seine Seele hinein, vernimmt gleichsam die Athemzüge, das geheime Walten seines Seelenlebens.

Diese sämmtlichen Schriftsteller und Dichter der Schweiz hatten das mit einander gemein, daß ihnen Wissenschaft und Kunst nur in so fern einen Werth hatte, als dadurch der Sinn für das Wahre und Gute, für reine Sitte und Frömmigkeit geweckt und befördert wurde. Daher wollten sie nicht nur für die höhern und gebildeten Stände schreiben; sondern indem sie neben der allgemeinen Menschenbildung die Erhaltung und Stärkung alter, ehrwürdiger Einrichtungen, und die Pflege edler Keime im Vaterlande im Auge hatten, bildete sich ihr Gemüth und ihre Kunst an der Nation und für die Nation. Wenn aber diese Rücksicht für die künstlerische Ausbildung und die freie ideelle Entfaltung zum Theile hemmend war, so wirkten dagegen mehrere von ihnen im engern Kreise des Vaterlandes desto durchgreifender und tiefer.

Allein mit dem Beginne der französischen Revolution gieng der Literatur der Schweiz der Grund und

Boden verloren, auf dem sie bisher gewurzelt und gewachsen. Ein allgemeiner Kosmopolitismus verdrängte die Schätzung des eigenthümlich Vaterländischen und raubte demselben die bisherige Bildungskraft. Der alte Traum von den Vorzügen und dem Glücke der Schweiz machte einer innern und äußern unruhigen Beweglichkeit und Wandelbarkeit Platz, und so entgieng dem aufwachsenden Geschlechte der Stützpunkt, welcher bisher die Seele des schweizerischen Gemeingeistes und der Literatur gebildet hatte. Die Kräfte wurden von den großen Interessen des Tages verschlungen; im Sturze des Alten, im Unbestande und in der Zufälligkeit des Neuen ergab sich die geistige Unbefangenheit und Freiheit nicht, welche zu den Schöpfungen der Wissenschaft und Kunst gehört. So trug denn auch die neuere Zeit in der Literatur, mit wenigen Ausnahmen, nur die Früchte einer frühern Bildung, und so sind wir bisher immer noch zuweilen von den Zöglingen der alten Zeit mit Erzeugnissen überrascht worden, welche eine für unsere Tage gutentheils fremde Tiefe der Gesinnung und Innigkeit des Gemüthes verrathen. Wir vergessen übrigens daneben den Fortschritt der Zeit und die Keime nicht, welche der entwickelnden Zukunft aufbewahrt sind, und ein geistigeres und großartigeres Volksleben verheißen und verbreiten, als unter jenen frühern Umständen nicht möglich war. Allein die Zeit des Überganges aus dem alten zum neuen

Stande wurde durch das seltsam genug gerade in dieser Zeit neu aufkommende Gefühl gänzlicher Unabhängigkeit und selbständiger Nationalbildung, — so daß sich die Schweiz als ein in sich abgeschlossenes und auf sich beruhendes Volk unter die Nationen Europas hinein stellen zu können glaubte, —sich selbst um so mehr ein Spott, als man auf der einen Seite zur französischen Gnade aufschaute, und auf der andern in der Erniedrigung des deutschen Volkes und des deutschen Wesens nicht seine eigene erkennen wollte. Denn indem sich die Schweiz der früher behaupteten Stimme unter den deutschen Volksstämmen auf dem Gebiete der Literatur begab, hörte sogar die wissenschaftliche Verbindung und die ideelle Gastfreundschaft größtentheils wieder auf, welche seit Bodmers Zeit die Schweiz näher mit Deutschland zusammengebracht. Durch dieses Auseinanderkommen sank das Band mit Deutschland zum bloßen Bücherverkehre herab und die selbständig sein wollende Schweiz wurde, wie in der Politik, so auch in der Literatur zum welken Reise.

Dagegen bot das aus den Trümmern hervorgehende Vaterland eine nähere und dringendere Aufgabe, als diejenige der literarischen Wirksamkeit. Denn es war ein nothwendiges Ergebniß der damaligen Verhältnisse und Bedürfnisse der Schweiz, daß ihre geistigen Kräfte sich nach einer andern Seite richteten, um dem neuen Staatsleben eine neue Grundlage zu geben.

Nachdem nämlich die alten Stützen der Eidgenossenschaft und eines Jahrhunderte lang für heilig gehaltenen Rechtes zusammengebrochen waren und aus der siegreichen Idee der Zeit sich ein neuer gesellschaftlicher Zustand bilden sollte, nahm die Nothwendigkeit unmittelbarer Theilnahme alle wohlgesinnten und geistig schaffenden Kräfte in Anspruch, und die Wirksamkeit wurde eine vorherrschend gemeinnützige. Hier aber wurde ein zunächst nothwendiger und fruchtbarer Grund für die Zukunft gelegt, und in diesem stillen und verborgenen Wirken zeigte die Schweiz eine Sorgfalt und einen Fleiß, der uns für die Folgezeit das Aufgehen schöner Blüthen des Nationallebens anbahnt. Man darf sich also nicht wundern, wenn seit der französischen Revolution die Ausbeute für die Literatur gering war; denn was sich, während die bedeutendsten Kräfte auf andere Weise in Anspruch genommen waren, auf diese Seite wandte, war geblendet von den überragenden Geistern Deutschlands, gieng bei Schiller und Göthe 2c. in die Schule, arbeitete sich mit der schönen Schreibart ab und malte nach ihnen Schattenrisse an die Wand. Freilich indem so die kleinen Kantonalangelegenheiten alle Aufmerksamkeit verschlangen, welche Gedanken blieben übrig, die man der ganzen Nation hätte mittheilen sollen? Man hatte den Schmerz zu verwinden, daß die Kraft und der Ruhm der alten Schweiz nicht mehr sei; Tröstendes und Erhebendes dagegen bot die

Zeit nicht, die französische Vormundschaft so wenig, als diejenige der hl. Allianz. Während also das Geschlecht, das unter einer wärmern Sonne gereift war, noch bisweilen seine Früchte spendete, mußte dem jüngern Nachwuchse, außer der Schaustellung zufälliger und entlehnter Gefühle, die große Natur des Vaterlandes herhalten, als wenn darüber irgend etwas Tüchtiges und Rechtschaffenes möglich wäre, als in so ferne man zu den großen Gegenständen auch große Gedanken und Gefühle mitbringt. Übrigens gieng es in der Schweiz wie bei den Deutschen, welche der Nation ebenfalls nichts zu sagen hatten: man erkünstelte gar geistreiche Epigramme, ergieng sich in sentimentalen Herzensergüssen und Mondschein- und Nebelbildern. Wir bringen dieß nicht zur Herabsetzung jener vergessenen Poesie vor; sondern weil man in der Schweiz häufig noch in jener sentimentalen Richtung befangen ist, während die Deutsche Literatur nun längst wieder die Flügel schwingt, wie ein Horst junger Adler.

Wenn die Nationalliteratur im Anfange dieses Jahrhunderts in der Schweiz wenig gepflegt und gefördert wurde, so ist hingegen dasjenige nicht gering zu achten, was in einzelnen wissenschaftlichen Fächern, in den historischen Wissenschaften zumal, und namentlich in der Geschichte des Vaterlandes, so wie auch in einzelnen Zweigen der Naturwissenschaft geleistet worden. Besonders auf dem Felde der Geschichte wurde

mit der Liebe und Gründlichkeit gearbeitet, wie Solches nur ein begünstigtes und gesegnetes Volk veranlaßen kann. Doch auch auf dem Gebiete der schönen Literatur regten sich allmählig manche hoffnungsvolle Keime, und mehrere Dichter und Volksschriftsteller versprechen bei fortschreitender Ausbildung und Reife neue Blüthen für die vaterländische Literatur. Allein der Sturm der Zeit verschlug einen Theil auf fremde Gebiete oder trübte den ruhigen Blick und das in sich gesammelte Bilden und Schaffen, Eigenschaften, bei welchen Wissenschaft und Kunst allein gedeihen. Wohl läßt sich hoffen, daß diese oder jene Kräfte von der verschlagenen Bahn sich wieder werden zurecht zu finden wissen: die Verhältnisse ermuntern dazu. Indem es die vorliegende Aufgabe mit sich bringt, noch einige schweizerische Schriftsteller aus der neuern Zeit und der Gegenwart zu nennen, welche sich in der Volksliteratur im weiteren Sinne versucht, gedenkt man keineswegs, ein Urtheil über den intensiven Werth der einzelnen Produktionen der Zeit und die Wirksamkeit der Schriftsteller zu fällen, von denen manche auf die Gegenwart und ihren Kreis einen entsprechenden Eindruck gemacht, sondern es werden nur diejenigen aus dem Standpunkte der Sprache und Literatur berührt, welche, im Bewußtsein schweizerischer Spracheigenthümlichkeit und Nationalität, diese in ihren Schriftwerken so aufgefaßt und künstlerisch gestaltet haben, daß auch die deutsche Lit-

eratur davon Kunde genommen und gewonnen. Aus frühern Jahrzehnden gaben die beiden Wyß in Bern durch fleißige Studien schweizerischer Art und Sitte der allgemeinen Literatur schätzenswerthe Beiträge; besonders boten die „Idyllen und Sagen" eine reiche Fundgrube für die deutsche Volkspoesie. Henne erhob mit jugendlicher Frische und Innigkeit des Gemüthes einen zu bald wieder verstummenden Gesang; hat indessen später der Ton der Sage sehr wohl getroffen. Am eigenthümlichsten hat sich der schweizerische Grundcharakter in Abr. Em. Fröhlich ausgeprägt, so wie er auch vorzugsweise in der deutschen Literatur allgemeine Anerkennung gefunden. Unter seinen Dichtungen nämlich reden besonders seine bescheidenen Fabeln die einfache, gedrängte Sprache des Volkes, in aller Bündigkeit und schlagenden Kürze. Die Natur des Vaterlandes leiht ihm häufig zarte, tief ausgedachte Bilder; noch öfters sind bezeichnende Züge der gesellschaftlichen Zustände der Schweiz scharf, fein und überraschend beleuchtet; doch alle diese launige, spielende Beobachtung hindert den Dichter nicht, mit der gleichen Prunklosigkeit sich zur ideellen Weltanschauung zu erheben. Wir erkennen den schweizerischen Grundton wesentlich auch an den vorherrschenden Grundzügen, welche diesen Fabeln einen eigenthümlichen Reiz geben: der in genügsamer Selbständigkeit wurzelnde Sinn, die stolze Abweisung des Unfreien und Verbilde-

ten, die Vorliebe in Beleuchtung des Niedriggestellten und Stillverborgenen. Neben Fröhlich beweisen u. a. die Leistungen von R. Hagenbach und Abel Burckhardt eine eben so gründliche Kenntniß der Dichtkunst und ihres Verhältnisses zur allgemeinen wissenschaftlichen Kultur, als sinnige Auffassung und beseelende Darstellung des Vaterländischen. — Als schweizerische Volksschrift ist eine merkwürdige Erscheinung der Baurenspiegel in der Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf. Wir haben nämlich in diesem Buche die nakte Darstellung alles Elendes und aller Niedrigkeit eines verwahrloseten Volkslebens in Wort und That: um aber so anschaulich und wahr zu schildern, durfte uns alle Härte der gemeinen Volkssprache nicht erspart werden. Desto wohlthuender und überraschender ist dann aber die schmucklose Schönheit der Erzählung, welche ohne Beihülfe des Fremdartigen und der Kunst, aus dem tüchtigen Stoffe schweizerischer Volkssprache und Gesinnung, zart, gemüthvoll und kräftig sowohl alle Tiefen des Menschenherzens vor uns entfaltet, als äußere Handlungen darstellt. Wir haben seit Lienhard und Gertrud nichts von solcher Bedeutung in der Volksliteratur der Schweiz erlebt; obgleich es sonst immer eine Eigenthümlichkeit der schweizerischen Literatur bildet, daß sie sich gerne in ihren Darstellungen mit dem Wohl und Wehe des gemeinen Mannes und der Armen im Volke beschäftigt, nicht

etwa, um eine weinerliche Jammergeschichte aufzuführen, sondern um die verborgenen Keime des Guten und Hoffnungsvollen und den Weg einer beßern Zukunft nachzuweisen.

Indem wir aber von den Eigenschaften und Verdiensten der neuern schweizerischen Literatur reden, dürfen wir eines Schriftstellers nicht vergessen, der regsamer und mannigfaltiger als alle Andern die Schweiz zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht hat. Zschokke nämlich hat als Geschichtschreiber, Publicist und Belletrist in neuerer Zeit Deutschland am meisten in Gemeinschaft mit der Schweiz erhalten, und mit Liebe sein reiches Talent entfaltet, um durch das Interesse und den Zauber, welchen er über alte und neue Zeit zu verbreiten wußte, sein neues Vaterland zu ehren und demselben Freunde zu gewinnen. Vornämlich bewahrte er in Zeiten, wo Wenige den Muth und den Verstand hatten, die unheilvolle Lage des unter fremden Willen sich beugenden Vaterlandes einzusehen und aufzudecken, genug Unbefangenheit und Geschick, um eine freie Stimme zu führen, und manche Blößen geistloser und engherziger Kantonalregimente zu beleuchten. Ohne also Zschokkes vielfachen Verdiensten um die Schweiz zu nahe treten zu wollen, müssen wir gleichwohl zur Begründung unseres Gesichtspunktes hervorheben, daß er nicht hatte, was er eben nicht haben konnte: die feinere und tiefere Auffassung des schweizerischen Nation-

alcharakters und der Spracheigenthümlichkeit. Denn in seinen romantischen Schilderungen aus der Geschichte der Schweiz leiht ihm diese gewöhnlich nur den Rahmen, in welchen er dann seine gefälligen und wohlausgeprägten Bilder einfügt. Obgleich daher dieselben die Züge der Zeit an sich tragen; so vermißt man dagegen in seinen höher wie niedrig gestellten Figuren und Charakteren jene Nüchternheit und Einfachheit, jene auf dem kürzesten Wege zum Ziele eilende Thatkraft, jenes Gleichgewicht der Seelenkräfte, wodurch das Schweizervolk, sonst vielfach den Gegnern nachstehend, denselben überlegen war. Am meisten aber dürfte an den in allen Händen befindlichen „Schweizerlands-Geschichten“ eine dem Gegenstande angemessene Sprache zu vermissen sein, und gerade darum desto mehr, weil die Absichtlichkeit hervortritt, die Volkssprache zu sprechen. Allein es ist diese Nachahmung ein so künstlich versetztes, hart abgebrochenes Gemenge von Sprüchwörtern, mittelalterlichen Nachbildungen, Stab- und Stimmreimen, Bibelausdrücken und Bibelsatzformen, welche eben so wenig irgend einmal im Volke gelebt haben, als die aus dem Lateinischen in sonderbares Deutsch übersetzten Volks- und Personennamen: so daß diese Geschichte auch schon von Seite der Sprache sich weder zum Volks- noch Schulbuche eignet. — Jedenfalls verdient aber gleichwohl Zschokkes, dem vaterländischen Interesse sich anschließendes Bemühen die An-

erkennung der Schweiz. Denn in einem Lande, wo die zünftige Gelehrsamkeit nicht zu Hause ist, und zu einer Zeit, wo alle Gemüther der nächsten Gefahr und Noth zugewendet und mit dem Aufbau der neuen Eidgenossenschaft beschäftigt waren, mußte eine Thätigkeit erwünscht und förderlich sein, welche die Ruhe des Geistes und die unbefangene Heiterkeit bewahrte, um durch schriftstellerisches Wirken auf Erheiterung und höhere Lebensanschauung hinzuarbeiten. Für solches Streben war der Schweizer in den ersten Jahrzehnden dieses Jahrhunderts, wenn freilich auch zu ungewandt und realistisch, doch vornämlich zu ernst und innig, zu praktisch und auf das Nächste gerichtet: so daß die schriftstellerische Thätigkeit jedes Mal mit einem durch Zeit und Umstände gegebenen, nahe liegenden und örtlichen Bedürfnisse Hand in Hand gieng und den unmittelbaren und dringenden Interessen der Nation überhaupt oder einzelner Kantone sich anschloß.

2.

Die Literatur in der schweizerischen Mundart.

Nachdem das Sprach- und Charaktergepräge der schweizerischen Literatur beleuchtet worden, bleibt uns noch übrig, einen Blick auf die Literatur in der Volksmundart selbst zu thun. Es sind früher der Unterschied zwischen der Sprache des gemeinen Lebens und der

Schriftsprache, und die Erfordernisse und Hülfsmittel beider aus einander gesetzt worden; woraus hervorgegangen, daß beide neben einander bestehen dürfen und sollen, und daß daher mit der Verdrängung der Mundart durch die Schriftsprache für die Leichtigkeit und Natürlichkeit des geselligen Verkehres eine Einbuße geschieht. Indem also die Schriftsprache sich fortschreitend ausbildet und in ihrer geistigen Entwickelung sich von der Gestaltung der Volkssprache entfernt; diese aber sich des Anspruches auf ausgebildete Sprachformen immer mehr begiebt und sich nachläßig hingehen läßt: so tritt die Mundart in innern und äußern Widerspruch mit den Erfordernissen der schriftlichen Darstellung. So fanden sich denn auch seit langer Zeit nur seltene Versuche in schriftlicher Abfassung durch die Mundart vor, und es war dieselbe bis auf einzelne, immer mehr sich verlierende Gassenhauer und Kinderschwänke, sogar aus dem Volksgesange gewichen. Da überraschte Hebel die deutsche Nation mit seinen lieblichen Bildern aus der Sinnesart und dem Volksleben im Breisgau in alemannischer Mundart, und übte besonders auf die Schweizer den heimlichen Zauber nachbarlicher Sprach- und Stammverwandtschaft aus: so daß man wohl sagen kann, daß neben Gellert noch kein deutscher Dichter unter allen Ständen in der Schweiz eine gleiche Vorliebe gefunden, wie Hebel. Die Anmuth, mit der er die Eigenthümlichkeit der Naturzu-

stände aufzufassen und der leblosen Natur Seele einzuhauchen versteht, indem er alle Naturgegenstände und selbst die Himmelskörper in naive Landleute verwandelt; die sittliche Würde, womit er überall mit einer lehrreichen Auffassung überrascht, ohne durch das Lehrhafte jemals zu ermüden und ohne durch das Hinübergreifen in eine höhere Welt aus dem Kreise der Volkspoesie herauszutreten; die lebendige, eigenthümlich gebildete, und doch nie von der Vorstellungsweise des Volkes sich entfernende Sprache — erwarben der oberdeutschen Mundart auf einmal ein großes Ansehen und besonders eine ungemeine Geltung für den poetischen Ausdruck. Allein es wurde übersehen, einerseits daß Hebel in der ganzen Darstellung seiner Volksscenen nicht die nackte, gewöhnliche Alltäglichkeit des Volkslebens giebt, sondern daß er die Früchte einer fortschreitenden Kultur, einer reinern Sitte unvermerkt in die einfachen und gewohnten Zustände und Verhältnisse einschiebt, und so unter allbekannten und überall nahe liegenden Formen eine edlere Natur und Gesinnung des Volkes als schon wirklich vorführt und dadurch jedes empfängliche Gemüth einnimmt und erfreut. Anderseits übt Hebel noch mehr durch seine Sprache einen eigenen Zauber aus, indem dieselbe eben so wenig die vorkommende Wirklichkeit wiedergiebt, als der Inhalt. Denn obgleich er dem Umfange der Volkssprache und ihren Formen treu bleibt, so daß sie dem

gemeinen Manne heimlich und vertraut entgegen klingt; so weiß er doch durch wohlberechnete Satzfügungen, feine Zusammenstellungen und Beziehungen, rasche Wendungen und sinnige Verkürzungen seiner Sprache eine solche Schmiegsamkeit und Mannigfaltigkeit, und wieder eine solche Kraft und Würde zu geben, daß dieselbe in ihrer unmittelbaren Lebensfrische und Herzlichkeit vor der Büchersprache entschiedene Vortheile hat. Solches übersehend, glaubte man, die Anmuth und der Zauber der alemannischen Mundart liege in ihr selbst: und so thaten sich denn auch die Schweizer auf dieses vermeintliche poetische Element der Nation viel zu Gute. Daher riefen dann die hebelschen Schöpfungen eine zahlreiche Menge von Nachahmungen bei den Schweizern hervor, welche sich durch Sprache und Landesart eben so gut, oder noch beßer, eines glücklichen Gelingens in solchen Dichtungen erfreuen zu sollen glaubten. Allein statt wie Hebel die reine und sittliche Natur des Volkes in aller Einfachheit darzustellen, wurde die rohe, zufällige Natürlichkeit nackt und unkünstlerisch vorgeführt; oder wo er in gemüthlicher und kindlicher Naivität die Beschränktheit der Verhältnisse und des Geistes ergötzlich sich enthüllen ließ, wurde von den Nachahmern mit der Unwissenheit und der Unsitte ein loser und fratzenhafter Muthwille getrieben. Noch schlimmer aber ergieng es in Nachbildung der gemüthlichen Scenen, indem sich eine

Sündfluth blöder, weinerlicher, langweiliger Ausmalungen und Betrachtungen erhob, wo in charakterloser und zerfließender Sentimentalität jeder Funke volksthümlicher Dichtung erlosch. Zudem mußte ferner eine recht unwissende Nachläßigkeit in Versbau und Reim ebenfalls für ächt schweizerisch gelten, und so die gute und zweckmäßige Volkssprache sich oft zur unsinnigsten und ekelhaftesten Verbildung und Verunstaltung hergeben. Weil man glaubte, in dieser Sprache laufen einem die guten Gedanken eben von selbst nach, wenn man sich nur recht gemüthlich und patriotisch stimme: so begegnet uns denn auch auf diesem Felde eine unbegreifliche Gedankenlosigkeit und Plattheit: denn in welch' traurigen Travestien haben wir uns die Liedchen in Schillers Tell; Uhlands „Ich bin der Knab' vom Berge"; Krummachers „Auf hoher Alp"; Göthe's „Uf'm Bergli bin i g'sesse" — unaufhörlich wieder vorleiern lassen müssen. Freilich wollte sich die größte Zahl dieser Versuche für nichts Anderes ausgeben, als für absicht- und anspruchlose Ergüsse des Augenblickes. So hat auch manches Erfreuliche, durch Zeit und Umstände Hervorgerufene mit dem Augenblicke seine Bestimmung erfüllt; Manches hat durch getreue, wenn auch unschöne Wahrheit angesprochen, ohne auf literarischen Werth Anspruch zu machen.

Wenn aber die Erzeugnisse in der Mundart einen Beitrag zur allgemeinen sprachlichen Bedeutsamkeit

derselben liefern sollen, so muß sie Werke von dauernder Geltung aufzuweisen haben, in welchen diese Form mit Sprachkenntniß und künstlerischem Bewußtsein in Anwendung gebracht worden. Denn die Volkssprache hat ihre Gränzen, innerhalb derer ihre Anwendung den Vorzug vor der Schriftsprache verdient. Allein sie muß sich auf dem Gebiete halten und auf selbes sich beschränken, auf welchem sie lebt und sich bewegt. Es ist also sehr verfehlt, dem Volksleben ganz fremde Gedanken, Gefühle und Gesinnungen, welche Ergebnisse einer höhern Kultur sind, in die Mundart einzwängen zu wollen: es ist daher schon jede Mittheilung des Unterrichteten, genommen aus dem Kreise seiner Ideen, in dieser Form übel angebracht; noch mehr aber jeder Ausdruck innerer Beschaulichkeit und eines müßigen und verfeinerten Gefühlslebens, indem Solches im gesunden Volke eben nicht vorkommt, da dasselbe über sich selbst weder sentimentalisieren kann noch will: denn der Ausdruck seiner Gefühle knüpft sich immer an das Thatsächliche und die Handlung. Eben so wenig läßt sich die eigentliche Belehrung durch die Mundart geben, aus dem einfachen Grunde, weil sich diese schwerer liest, als die Schriftsprache. Indem also die Mundart der Entwickelung höherer Ideen, so wie der Unterweisung verschlossen bleibt, und zudem auf keine Fortbildung Anspruch macht, zieht sich ihr Kreis ziemlich enge zusammen, wodurch die häufigen Mißgriffe

und verunglückten Produkte, welche sich bei widerstrebendem Inhalte diese Form gefallen lassen mußten, begreiflich werden. Wenn hingegen ganz eigenthümliche, provinzielle, enge eingegränzte Zustände und Sitten darzustellen sind, so erhalten dieselben durch die mit dem Schauplatze der Handlung verbundene Sprache erst das rechte Licht und Leben. Daher eignet sich die Volkssprache besonders für die dramatische Behandlung, um alle Kraft und Derbheit des Volkswitzes und der gedrungenen Wechselrede wieder geben zu können: obgleich gerade darin die Vermeidung des Platten und Niedrigen, nach den meisten vorhandenen Versuchen, als etwas Schwieriges erscheint. Besonders gut eignet sich die Volkssprache für die örtliche Sage, indem dieselbe im Gewande ihrer ursprünglichen Heimat an individueller Wahrheit und Anschaulichkeit gewinnt: hierin haben die beiden Wyß in Bern Gutes geleistet und Henne in einem ähnlichen Versuche den richtigen Weg gefunden. Auch das Volkslied findet in der Mundart einen vorzüglich heimlichen, frischen, seelenvollen Ausdruck, und es hat besonders der ältere Wyß darin Vorzügliches hervorgebracht. Sehr glücklich war Rudolf Meyer in Anwendung der Mundart in seinen Thierzeichnungen, indem ihm durch dieses Mittel bei der Charakteristik der dem Menschen befreundeten Thiere eine Fülle von Anmuth, Laune und feiner Ironie sich eröffnete. In dieser Gattung aber mußte nach Wesen

und Richtung M. Usteri ausgezeichnet sein. Zwar im bestimmten Gefühle, wie enge der Kreis der Gegenstände sei, für welche die Mundart sich eigne, war er mit den Dichtungen in dieser Form sehr sparsam: um so eher mußte es ihm daher gelingen, ihre Vortheile zu benutzen. So sind unter den wenigen seiner kleinern Gedichte in der Volkssprache alle Motive aufs Beßte berechnet. Besonders ist die große Wirkung in Anschlag gebracht, welche das Lied in der Mundart ausübt, indem die einfachen Vocale und die Menge der einsylbigen Wörter den Ton klar und lieblich hervortreten lassen: darum sind dieselben auch meistens in Gesangweisen gegeben, und so gehören seine Kinderlieder und „S' arm Elseli uf der Yseflüh" zu den beßten mundartlichen Gedichten der deutschen Literatur. Merkwürdig sind die beiden größern Idyllen „De Herr Heiri" und „De Vicari" — in Zürcher Mundart. Bekanntlich wurden diese beiden Stücke nicht von Usteri selbst herausgegeben, vielmehr hatte er wiederholte Aufforderung seiner Freunde zur öffentlichen Bekanntmachung derselben begründet abgelehnt; dagegen erschienen sie nach seinem Tode bei Herausgabe seiner sämmtlichen Dichtungen. Und in der That sind diese Idyllen zu merkwürdig, als daß nicht Usteri durch dieselben sich ebenfalls den Dank seiner Landsleute erworben hätte. Denn beide sind einerseits vortrefflich angelegt, gehalten und durchgeführt, und anderseits ausgezeichnete Genre-

bilder und Sittengemälde seiner Zeit. Hier haben wir nicht, wie bei Hebel, die künstlerische Behandlung der Volkssprache, das Hineinlegen und Verhüllen höherer Begriffe in den Vorstellungskreis des gemeinen Mannes; sondern der Dichter bescheidet sich, nur Naturmaler zu sein, und seine Thätigkeit auf Anordnung, Beleuchtung und sorgfältigen Fleiß in der säuberlichsten und individuellsten Ausführung zu beschränken. Dabei durfte er die breite Darstellung, die harte, übelklingende, und darum kaum schriftfähige Sprache, durchspickt mit den Brocken welscher Kultur, seinen Lesern nicht schenken. Diese unermüdliche Ausmalung eines platten Philisterthums und städtischer Verkehrtheit, und wieder der häuslichen Behaglichkeit und des reinen Kindersinnes seiner Lieblinge gieng aus seiner Art und seiner Aufgabe hervor, und erreichte eben dadurch ihren Zweck, daß der Leser bei aller Breite der Darstellung dieser alltäglichen Zustände, durch die kunstreiche Verflechtung derselben und durch die geschickten Gegensätze in heiterer Laune und steigendem Interesse erhalten wird. Es bedurfte Usteris Menschenkenntniß, leichte Kunstfertigkeit und launige Beschränkung eines viel umfassenden Geistes, um solche Dichtungen zu schaffen, welche in ihrer Art einzig sind, aber auch nur bei einem kleinen Kreise Eingang finden können. Es war daher ein Mißgriff, dieselben mit seinen übrigen, von ihm selbst für ein größeres Pub-

likum bestimmten Werken vereint ausgehen zu lassen. Denn schon die zerhackte äußere Gestalt der Verse, die Unmöglichkeit der Aussprache vieler für die deutsche Zunge ganz ungewohnter Laute, so wie die Unmöglichkeit des Verständnisses einer in aller Willkühr und Verbildung sich ergehenden Sprache — machte diese Dichtungen für die Deutschen nicht nur ungenießbar, sondern sie erschienen denselben als eine Beschränktheit und hinderten eine allgemeine Verbreitung des für Alle Zugänglichen und Erfreulichen.

Allein während Usteri in der literarischen Anwendung der schweizerischen Mundart nur spielte, mußte ihm dagegen die Sprache der frühern Zeit seines Vaterlandes ihr alterthümliches, ehrwürdiges Gewand leihen, um seine liebsten und höchsten Bilder und Gedanken darein zu kleiden. Diese Form ist gewagt und kann nur der gründlichsten Sprach- und Geschichtforschung, verbunden mit aller Kindlichkeit, Treue und Frömmigkeit alter Gesinnung, gelingen. Bei ihm aber vereinigten sich diese Eigenschaften in vollem Maße, und darum kommt ihm der Ausdruck und die Darstellung in der alten Sprache aus der innersten Seele: Alles ist leicht, lebendig, unmittelbar geschaut und gefühlt: denn er war im Alterthume mehr zu Hause, als in der ihn umgebenden Welt. Wo diese seltenen Vorzüge sich finden, da gewinnt das Charakterbild der alten Zeit ungemein an Anschaulichkeit und Wahrheit;

zudem liest sich diese Sprachweise leichter, als die verkürzte, abgebrochene Mundart; sie ist auch nicht weniger verständlich und bietet eine Menge von Ausdrücken und Formen dar, derer die hochdeutsche Schriftsprache nicht mehr fähig ist. Allein nicht nur die Anmuth und Vortrefflichkeit der alten Sprache im Allgemeinen führte zu dieser Wiederbelebung derselben hin; sondern die schweizerische Mundart selbst, und die zum Alterthume und seinem Verdienste zurückgewendete und fortdauernde Liebe des Schweizers bildet die natürliche Vermittlung zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit und erleichtert den Gebrauch der alten Sprache. So wußte Usteri in mehrern kleinern Dichtungen und Erzählungen, namentlich aber in dem „Erggel im Steinhus“ mit bewunderungswürdigem Takte und tiefer Gelehrsamkeit und Kunst seine Gedanken aus der alten Zeit herauszuholen, selbständig und fruchtbar für die Gegenwart auszubilden, und dem Alterthume, wie eine von dessen eigenen Schöpfungen, wieder anheim zu geben. Zum Beweise aber, wie diese, man kann sagen, ideale Form der gegenwärtigen Mundart dem Schweizer näher liegt, und als Mittel der Rückkehr in den heimlichen Kreis der Vergangenheit sich empfiehlt und anzieht: sehen wir auch Andere mit Liebe und Glück zu Lokalgemälden sich der mittelalterlichen Sprache bedienen. Namentlich hat Sal. Vögelin seinem „alten Zürich“ durch diese

Sprache einen eigenthümlichen und erhöhten Werth gegeben, indem mit nicht minderer Gelehrsamkeit und Sprachkunde, als bei Usteri, ein geschichtlicher Stoff eben so anmuthig als lehrreich mitten ins Leben hineingezogen wird. Eben so hat Freiherr von Laßberg, in der Schweiz eingewohnt und in ihr Alterthum eingebürgert, in seinen Beigaben zum Liedersaale und in andern kleinern Stücken durch die der frühern Zeit angenäherte Sprache über seine geschichtlichen Nachrichten eine heitere und gemüthliche Frische, Fülle und Weichheit ausgegossen. — So wie die Sprachstudien sich gegenwärtig auch in der Schweiz immer mehr der deutschen Muttersprache, der unmittelbarsten und frischesten Quelle für Sprach- und Gedankenstudium, zuwenden, und so wie die Schätze der ältern Literatur Gemeingut der Nation werden: so frischt sich die lange fremd und verblichen erschienene Form durch die lebendige Theilnahme wieder auf, und stellt sich, wenn auch immer nur zu beschränkter und bedingter Benutzung, doch als neues Hülfsmittel für Poesie und historische Novelle zu Gebote.

Überhaupt geben die gegenwärtigen Verhältnisse der Schweiz begründete Hoffnung zu einer reichern Entwickelung des Nationallebens und somit auch der Literatur. Denn die geistige Regsamkeit und die Intelligenz haben seit einem Jahrzehend in den meisten Kantonen bedeutend zugenommen; die Wissenschaft hat

sich aller Zweige und Stadien des Unterrichtes bemächtigt und darauf einzuwirken begonnen. Das Vorrecht der Bildung ist aus der städtischen Zunft- und Standesenge herausgetreten und dasjenige des Talentes und der aufstrebenden Kraft geworden; und so wie die Wissenschaft an Selbständigkeit und Tiefe gewinnt, so wirkt sie auch wieder ein auf die höhern geistigen Interessen und das Nationalleben der Schweiz. Schon reift an den höhern schweizerischen Lehranstalten eine beträchtliche Zahl von Jünglingen zu wissenschaftlicher Tüchtigkeit und Freiheit heran und verspricht eine frischere, lebenskräftigere Bildung, als wir es uns bisher gewohnt gewesen sind. Die Fruchtlosigkeit und Flüchtigkeit bloß äußerer Gestaltungen hat sich jedermann eingeprägt, und diese Richtung sich mit dem Vorwurfe der Seichtigkeit und eitlen Selbstsucht beladen. Dagegen sucht allmählig jede geistige Thätigkeit, sei es im Staate, in der Kirche, in der Wissenschaft oder im bürgerlichen Leben überhaupt, einen höhern Mittelpunkt und Zusammenhang, und so wird dieselbe eine mehr organische und daher auch praktische. Denn die Verhältnisse stellen in der Schweiz die Pfleger der Wissenschaft ganz anders, als in Deutschland. Hier ist ein gelehrter Stand, der seine Wirksamkeit und seinen Einfluß zunächst wieder im Kreise der Gelehrten auszuüben sucht, und das wissenschaftliche Gebiet an sich zu fördern bemüht ist, oft ohne Rücksicht und Be-

zug auf Zelt und Verhältnisse. Hier bilden die Gelehrten einen Mittelstand zwischen der arbeitenden Classe und den durch Geburt und Besitz Bevorzugten, und stellen eine Art von Gelehrten-Republik vor, welche in sich geschlossen, selbständig und befriedigt, nach Zahl und Umfang einen Grad von Geistesbildung und Idealität erreicht, wie es sonst nirgends in gleichem Maße der Fall ist. Die Gelehrten entfernen sich vom Bürgerstande um so mehr, weil ihre Existenz durch diesen gar nicht bedingt ist, sondern alle ihre äußern Vortheile von oben herab kommen. So wird denn auch auf wissenschaftliche Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Produktion ein Werth gelegt, wie sonst in keinem andern Lande; daher auch eine größere Zahl von Schriftstellern, als sonst nirgends.

In der Schweiz dagegen hat die Wissenschaft eine weit kleinere Zahl von Pflegern, welche sich ausschließend mit derselben beschäftigen. Denn der von öffentlicher Thätigkeit zurückgezogene, privatisierende Gelehrte ist eine Seltenheit; öffentliche Anstalten und Stellen, welche allein der wissenschaftlichen Forschung gewidmet wären, giebt es gar nicht: und somit beschränkt sich die Classe der Gelehrten auf die Lehrer an den höhern wissenschaftlichen Schulanstalten. Denn der schweizerische Staatsmann und der Rechtsgelehrte kann sich der Ansprüche des öffentlichen Lebens kaum erwehren und muß ihnen meistentheils seine ganze Zeit

widmen; der Naturforscher muß gewöhnlich seine Studien der ausübenden Arzneikunst abkargen; der Geistliche ist in seiner Isolierung in der Ausübung der Wissenschaften vielfach gehemmt. So hat die Wissenschaft an sich in der Schweiz keinen allgemein anerkannten Werth und Charakter; sondern der Mann der Wissenschaft findet in der öffentlichen Meinung erst dann Schätzung und Anerkennung, wenn sich seine Wissenschaftlichkeit in thatkräftiger Durchbildung und Anwendung bewährt: er muß, wenn er etwas bei seinen Mitbürgern gelten soll, wirken und nützen, um, wie man sagt, seiner Bürgerpflicht ein Genüge zu thun. Namentlich lassen die Angelegenheiten des Staates und der Gemeinde niemanden unberührt. Allein indem der Schweizer dadurch in die Angelegenheiten eines kleinen Kreises verflochten wird, macht er sich auch mit vielfachen Zuständen bekannt, tritt mit allen Ständen in nähere Verbindung und sein Gemüth verwebt sich theilnehmend und liebend mit der Gesammtheit der Bürger und dem allgemeinen Volksleben. Und so bietet sich dem Schweizer in der Vielseitigkeit seiner bürgerlichen Verhältnisse und Erfahrungen vor den übrigen Deutschen ein eigenthümliches Bildungsmoment dar: daher müssen auch in der Schweiz die Schranken, welche sonst die Wissenschaft von dem Leben trennen, fallen, und es kann nur diejenige wissenschaftliche Thätigkeit Ermunterung und Gedeihen finden, welche

sich die Aufgabe setzt, mehr oder weniger ins Leben überzugehen. Allein dieses Bestreben freut sich in der Schweiz eines zahlreichen Publikums, und wenn die Idee irgend eines Geisteswerkes in das Leben eingreift, scheut man die Anstrengung nicht, sich dieselbe anzueignen: daher denn auch eine so bedeutende Nachfrage nach praktischen Schriften im Verhältnisse zu den spekulativen sowohl als zu den schöngeistischen. Diese Schule des Lebens und der Erfahrung, der leutseligen Umgänglichkeit und des praktischen Verstandes bewahrt den Schweizer auf der einen Seite vor der bloßen Fachgelehrsamkeit und dem Schulwissen, und auf der andern vor dem überfliegenden Phantasieleben und seinen Sonderbarkeiten in der Empfindung und Lebensansicht und in der literarischen Produktion. In der Festhaltung und Ausbildung der durch diese Verhältnisse gegebenen Geistesrichtung liegt die Quelle einer eigenthümlichen Entwickelung in Wissenschaft und Kunst. Für diese aber scheint nun die Wiedergeburt gekommen zu sein: denn nicht nur erwacht an einzelnen Stätten wissenschaftliches Leben, sondern vornämlich auch das Streben nach größerer Gemeinschaft und Zusammenwirkung. Die Wissenschaft wird dazu beitragen, über die Schranken der kantonalen Getheiltheit hinaus ein höheres Nationalbewußtsein und das steigende Bedürfniß eines Nationalverbandes zu schaffen: so daß wir die Zeit sich nähern sehen, wo die Zufriedenheit und

der Stolz auf kantonale Abgeschlossenheit vor dem höhern Aufschwunge der jüngern Generation eben so sicher weicht, als das Selbstgefühl städtischer Bevorrechtung hat weichen müssen. Damit aber erwacht zugleich auch das Bedürfniß, sein Forschen und Schaffen über das ganze Vaterland zu erstrecken, und das Verlangen, vor der deutschen Nation in Ausbildung der nationellen Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit Anerkennung zu finden.

Inhalt.

